Luchterhand

LITERATURMAGAZIN

Frühjahr/Sommer | Mai bis August 2009

Mit exklusiven Texten von

Terézia Mora

Bernardo Carvalho

Marcel Möring

Angelika Overath

Terézia Mora
»Der einzige Mann auf dem Kontinent«

I. KAPITEL

Sie beugte sich über ihn, ihre Brüste schwangen nach vorn, ein Duft stieg ihren Bauch entlang hoch, er hob den Kopf ein wenig, um ihren Nabel zu sehen, eine kleine Muschel, mit einer oberen Krempe, er freute sich über den Anblick, doch dieser war nur die erste Etappe, was ihn wirklich interessierte, war die Fortsetzung: der mit einer kleinen Stufe ansteigende Unterbauch, die schokobraunen Schamhaare und, je nach deren aktueller Dichtigkeit, eventuell sogar die Schamlippen – doch ausgerechnet hier geriet etwas durcheinander, ein Arm schob sich ins Bild, was macht sie da, streicht sie sich eine Strähne aus dem Gesicht, unter dem Ellbogen blitzte eine Gruppe Stockrosen auf, dazwischen stach die Sonne herein – Nein!, sagte er. – Oh, sagte sie, du schläfst noch. – Ja, sagte er im Schlaf.

© Susanne Schleyer

Am 5. September, kurz nach 8 Uhr morgens, erschien ein Mann, nicht groß, schlank, gebräunt, wohl gekämmt, am Etagenempfang im ersten Stock eines Bürohauses und fragte nach Darius Kopp von der Firma Fidelis. Die Dame am Empfang gab die Information, der Herr sei zu dieser frühen Stunde noch nicht im Hause. Der elegante Mann sagte, er habe es eilig. Die Empfangsdame, ihr Name ist Frau Bach, sah, dass ihm Schweiß auf der Stirn stand, ein Tropfen machte sich auf den Weg zur Schläfe, ein anderer zur Nase. Plötzlich fand Frau Bach den Mann sehr attraktiv. Er fragte, ob er ein Paket hier lassen könne. Frau Bach wurde vorsichtig. Sie wissen, die Zeiten sind gefährlich, keine unbeobachteten Gepäckstücke, in so einem großen Bürohaus einfach ein Paket anzunehmen – ein Gerätekarton, Inhalt laut Aufschrift und Bild ein WaveLAN24-Access-Point, aber die Verpackung war geöffnet worden, das sah man –, dass Sie mir Ihre Visitenkarte da lassen, würde mir im Fall der Fälle nicht viel helfen. (Sie heißen Sascha, auch das gefällt mir an Ihnen. Gleichzeitig erscheinen Sie mir aber auch zwielichtig. Darf ich vielleicht sehen, was drin ist? Nein, das darf ich nicht.)

Sie hätte ruhig fragen können. Der gut aussehende Mann hätte ihr be-

reitwillig das Paket über den Tresen geschoben und gesagt: Geld. Frau Bach hätte es für einen Scherz gehalten oder für etwas Übertragenes, sie hätte gelächelt, hätte den Karton genommen, ihn geschüttelt, an ihm gehorcht. Es hätte geraschelt. Papiergeld, hätte der eilige Mann gesagt und auf die Uhr geschaut.

Er schreckte hoch – Ich schlafe nicht! Ich schlafe nicht – schlief wieder ein und erwachte ein zweites Mal. Er lag in seinem Bett, in seinem Schlafzimmer. Ein Doppelbett, ein Schrank, eine Kommode, ein Frisiertisch, ein Herrendiener, ein Wäschekorb. Keine Stockrosen. Die zwei großen Helligkeiten dort sind die Fenster. Sie waren angekippt, die Tür stand offen, es zog ein wenig, unten auf der Straße rauschte der Verkehr. Mehr als um 7, weniger als um 9. – Also ist es um 8? Wo ist mein Handy, wo ist meine Uhr? Ist Flora noch da? – Aber die Sonne, als stünde sie schon höher. Es wird wieder heiß werden. Ein einfliegendes Flugzeug zog über das Haus hinweg und war, solange es dauerte, lauter als alles andere. (Ja, die Wohnung ist in der Einflugschneise, aber ansonsten ist sie sehr schön: Maisonette, 4 Zimmer, 2 Bäder, eine Terrasse zum Park.)
Als das Flugzeug vorbei war: Flora?
Keine Antwort.
Er seufzte und rollte sich aus dem Bett. Er ist ein korpulenter Mann, 106 Kilo bei 178 Körpergröße, zum Glück ist das meiste davon Knochen, der Rest konzentriert sich in der kompakten Halbkugel eines Bauches, fest und glatt wie der Bauch einer Schwangeren, und darüber, leider, ein paar Männertitten, aber sie sagt, sie liebt mich, wie ich bin, und es gibt keinen Grund, ihr nicht zu glauben.
Bestimmt ist sie schon auf der Terrasse. Die Schwingungen der Innentreppe unter seinen nackten Sohlen. Die Schwingungen seines nackten Körpers.
Tatsächlich saß sie in einem Liegestuhl auf der Terrasse, aber, Enttäuschung, sie war nicht nackt. Sie hatte etwas Weißes mit Trägern an (Mein Nachthemd, Schatz), sie las.
Morgen.
Morgen.
Bist du schon lange auf?
Eine Stunde.
Was liest du da?
Die Wand.
Was?
Das ist der Titel: Die Wand.
Gut?
Ja.
Besser als Morgensex?
(In der Tat, aber …) Sie lächelte, klappte das Buch zu, löste im Aufstehen ihr Haar, zog sich das Hemdchen über den Kopf, ihr Körper ist braun und schlank, ihr Busch hat die Form einer Dattelpalme.
Aber nur kurz, ich muss in einer halben Stunde los.

Zum Abschied küsste sie ihn noch einmal auf die Stirn. Vorher wischte sie mit dem Handballen den Schweiß ab. Wir treffen uns um vier. Vergiss es nicht.

Zum Abschied küsste sie ihn noch einmal auf die Stirn. Vorher wischte sie mit dem Handballen den Schweiß ab. Wir treffen uns um vier. Vergiss es nicht.

Er blieb noch ein Weilchen liegen, vielleicht schlief er auch wieder ein. Ja, er schlief ein, aber nur für wenige Minuten, erwachte ein drittes Mal, ging ins Bad, sah in den Spiegel. Der rundwangige, stupsnäsige blonde Junge Anfang 40 dort, das bin ich. Das Haar wird schon schütter und ist grad wieder etwas zu lang, steht in alle Richtungen davon (eine *Glorie*), aber das sieht man kaum, denn erstens ist der Spiegel klein und zweitens bilden seine großen, lächelnden (die Krähenfüße, schon in jungen Jahren!) blauen Augen ein Zentrum, das den Rest: Doppelkinn, Stoppeln, erste graue Haare in den Koteletten, unwichtig sein lassen. Am Rande hält er einen Inhalator zwischen den Lippen: atmet ein, hält die Luft an.

Darius Kopp war ein kränkliches Kind, Asthma bronchiale von Geburt an, es gab Zeiten, besonders zu Anfang, da sah es Nacht für Nacht so aus, als würde er ersticken, bevor der Morgen anbrach. Ist es denn ein Wunder, dass seine Mutter noch Angst um ihn hatte, als er schon auf die 30 zuging? Dabei war er zu diesem Zeitpunkt schon seit einer Weile aus dem Gröbsten heraus. Der Fall der Berliner Mauer lag 6 Jahre zurück und Kopp für seinen Teil war darüber hinweg. Genauer gesagt, war nie etwas anderes in mir als frohe Erwartung und lebendige Hoffnung, wie denn auch nicht, wenn man das persönliche und historische Glück hat, 24 zu sein, mit einem taufrischen Informatikdiplom in der Tasche und gesegnet mit einer optimistischen Natur? So kann man natürlich leicht den Blick ausschließlich nach vorne richten, dorthin, wo eine wunderbare Zukunft gleißt. ---
Er stand auf einem geteerten Dach, noch in Sandalen, Jeans-Shorts und einem offenen Hemd, in dem man sein noch unbehaartes Brustbein sehen konnte – Ja, auch ich war einst ein drahtiger junger Mann aus dem Osten –, der Himmel war wolkenlos blau, im Hof blühte der Flieder und über Darius' Gesicht verteilte sich ein Grinsen, während er die Arme ausbreitete und über die Dächer (in die Höfe, die Straße) rief: Leben! Er rief: Leben! und grinste noch einmal extra das Mädchen an, das bei ihm war. – Den Namen weiß ich noch. Ines. Es

war quasi noch am selben Tag vorbei. Er kam vom Dach herunter und zog sich einen Anzug an und fühlte sich immer noch wohl.

Man stand gerade am Anfang eines wirtschaftlichen Booms, später die New Economy Blase genannt, und Darius Kopp war nach eigenem Empfinden mitten drin. Natürlich war er in Wirklichkeit nicht mitten drin, aber er war auch nicht gerade der linke Arsch im letzten Glied, das wäre untertrieben, er war immerhin auf Ebene zwei, unter dem Büroleiter, über den Sekretärinnen, gleich zu zwei anderen Produktmanagern, in der Berliner Dependance einer US-amerikanischen Firma, die einst mit Flugzeugteilen groß geworden ist und mittlerweile Kabel, Stecker und Buchsen für Computernetzwerke verkaufte. 1997 waren Roller für Erwachsene in Mode, wer was auf sich hielt, flitzte damit auf Messen von Stand zu Stand, auch Kopp, obwohl die Gefährte auf 90 kg limitiert waren und er diese Marke damals schon hinter sich gelassen hatte. – Mit der Wende kam der Appetit. Ich weiß auch nicht. Ich könnte praktisch immer essen. – Je näher die Jahrtausendwende rückte, um so rauschender wurden die Feste, die Band spielte Baila, baila bis hoch unters Messehallendach, und einmal blieb Darius Kopp auf einer Empore stehen und warf jauchzend seine Visitenkarten in die tanzende Menge, und dann öffnete er den Mund ganz weit, damit ihm weitere gebratene Krammetsvögel hinein fliegen konnten, bis sein Bauch endgültig rund wurde, wie ein ey. (Und auf dem Heimweg sah ich das erste – und bislang letzte – Mal in meinem Leben die Autobahn doppelt, aber das sag keinem).

1999 lernte er Flora kennen. – Neben all dem anderen ist das hier nicht zuletzt eine Liebesgeschichte. – Flora hieß mit Nachnamen Meier, kam aber aus Ungarn und versuchte, in der Filmbranche Fuß zu fassen. Sie liebten einander sofort sehr – Seitdem ich dich kenne, habe ich mit keiner anderen Frau mehr geschlafen! – Das ist lieb von dir, Schatz –, aber deswegen bleibt die Welt nicht stehen, und bekanntlich macht erst Arbeit den Menschen zu einem Menschen. – Damit ist nicht *Erwerbs*arbeit gemeint,

> Je näher die Jahrtausendwende rückte, um so rauschender wurden die Feste.

Schatz, sondern, grob gesagt, dass du Pläne machen und deinen Daumen zur Handfläche hin bewegen kannst. – So gut sich das auch anhört, *ganz* stimmt es nicht, aber natürlich verstand er, was sie meinte und umgekehrt verstand sie ihn auch. Wir sind uns einig, dass das, was man tut, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, einem zugleich persönliche Befriedigung verschaffen muss, denn nur so ist es zu vermeiden, dass man ein Leben führt, das *ausschließlich* aus Alltag besteht. Dementsprechend kündigte Kopp kurze Zeit später bei den Verkablern und heuerte bei einem Software-Startup an. In einem Startup bist du quasi dein eigener Chef, wenngleich du auf dem Papier weniger verdienst als vorher, aber vergiss nicht die Aktienoptionen, denn diese sind die Zukunft. Er war bei 700.000 virtuellen Dollar angekommen, als alles zusammenkrachte. Im April 2001 stand Darius Kopp ohne Reichtümer und ohne Job da. Etwa zur gleichen Zeit erlitt auch Flora nach 7 durchgearbeiteten Wochenenden = 8 Wochen mit Beleidigungen gespickter Ausbeutung am Arbeitsplatz und einer handgreiflichen Belästigung an der Bushaltestelle einen Zusammenbruch. Jetzt, da sie beide nichts mehr hatten, war der Zeitpunkt gekommen, ihr die Heirat anzutragen. Sie sagte ja. Sie heirateten am 9. September 2001, einem Sonntag.

In den nächsten 12 Monaten lebten sie von der Hand in den Mund, gingen auf viele Friedensdemonstrationen, und Kopp interessierte sich das erste und letzte Mal in seinem Leben für Politik. Dann fand er einen neuen Job und vergaß die anderen Interessen wieder. Auch Flora kehrte ins Erwerbsleben zurück, allerdings nicht mehr im Kulturbereich. Mir scheint, als Halbtagskraft in einem Bioladen, als Aushilfe auf dem Markt, in einem Coffeeshop oder als Sommerkellnerin an einem Stadtstrand kann ich meine Würde eher bewahren.

Seit 3 Jahren versuchen sie, ein Kind zu zeugen.

Die Duschtasse war noch nass, er stieg vorsichtig hinein, stieg vorsichtig wieder heraus, benutzte die Toilette, wusch sich die Hände, putzte sich die Zähne, rasierte sich (trocken), stieg wieder hinein. Er duschte 20 Minuten lang, zum Schluss wechselte er von warmem zu kaltem Wasser, um nicht womöglich noch zu schmelzen. Anschließend stand er noch lange da, die Lüftung rauschte wie ein riesiger Fön, hatte aber leider nicht dieselbe Wirkung. Er strich sich das Wasser aus dem Fell, es klatschte gegen die Fliesen. Er rubbelte sich lange ab. Trotzdem bleibt immer etwas zurück. Das kühlt. Im Sommer ist das gut.

In der Küche briet er die letzten zwei Eier und machte sich aus der letzten Portion Kaffee einen Becher Espresso. Orangensaft war keiner mehr da.

Er frühstückte auf der Terrasse, mit Blick auf den Park, auf Baumkronen, in denen die Blätter in Schwärme zusammengedrückt und wieder auseinandergescheucht wurden, und ihr Grün je nach Sonne und Wind wechselten.

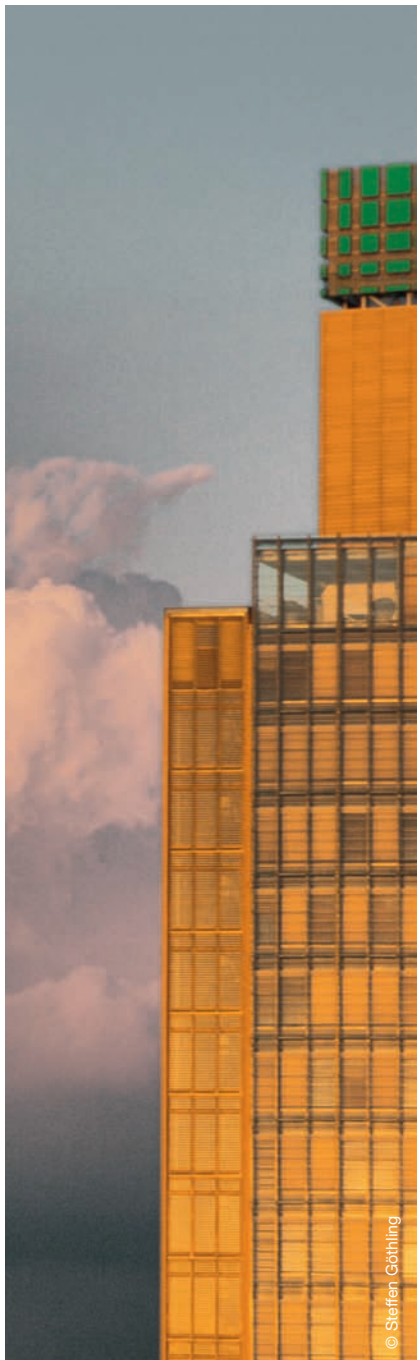
Schön.

Später holte er seinen Laptop. Er öffnete das E-Mail-Programm, den In-

ternetbrowser und ein Webradio, mit Musik und Nachrichten aus unserer kleinen Agglomeration und der Welt.

Die Hitzewelle geht in ihre 8te Woche, das ist keine Welle mehr, mehr ein Block, er steht *auf* uns, die 2te Omega-Wetterlage innerhalb von 3 Jahren. Nimmt man die 9 Monate Regen zuvor dazu, kann man sich ausrechnen, dass die Ernte und darauf folgend die Lebensmittelpreise katastrophal ausfallen werden. Klimageräte haben Hochkonjunktur, das wird uns alle noch sehr teuer zu stehen kommen, die billige Chinaware sowieso. Irgendein Spaßvogel verkündet, der Beginn des goldenen Zeitalters sei erneut verschoben worden. An der Börse ist der Sommer sowieso längst vorbei, sie ist bereits eingebrochen, wie es im September Tradition ist, die Erholung vom letzten Crash geht nur sehr langsam voran. Immobilien im Luxussegment sind heute um 30% billiger als gestern und als morgen, jetzt zuschlagen! Die Zahl der Wohnungseinbrüche hat im ersten Halbjahr zugenommen. Weniger in Erdgeschossen, mehr in Dachgeschossen, und das ist logisch, denn oben wird man weniger gestört. Im Gegensatz zu anderen Großstädten wie London oder New York, die, wenn auch langsam, weiter wachsen, ist die deutsche Hauptstadt eine schrumpfende Metropole, so und soviel Wohn- und vor allem Bürofläche stehen leer. Ein japanischer Manager ist in Ausübung seiner Pflicht (Sake trinken mit Geschäftspartnern) an Leberkrebs gestorben. Die Witwe klagt. Die Lebenserwartung in der westlichen Welt ist generell rückläufig, der Grund sind Wohlstandskrankheiten wie Diabetes. Jugendliche versammeln sich, um Musik zu hören und gegen die Folgen der Globalisierung zu protestieren. Das ist an sich lobenswert, gäbe es nicht die Probleme mit dem Platz, dem Müll und dem Urin. Niemand erwähnt den Kot. Offenbar ist das kein Problem.

Nächstes Jahr wird die Gegend bombastisch blühen. Das optimistische Blau des sich selbst aussäenden Acker-Vergissmeinnichts, wohin man schaut. Keine Spur vom im Krieg vergrabenen Silberschatz. Ein Hurrikan hält auf New Orleans zu.
Von den E-Mails landeten 7 gleich im Spam, der Rest war auch größtenteils Werbung oder Newsletter. Außerdem bedauerte Pepe Trebs, dass es nichts geworden ist mit dem Geschäft, aber nächste Woche bin ich in der Stadt, lass uns mal Futtern gehen – Gern – und ein alter Kollege, seit 10 Jahren nicht mehr gesehen, leitete eine Witzmail weiter. Lass uns ein


© Steffen Göthling

Jointventure aufmachen, sagt das - Huhn zum Schwein. Ham and eggs. Ich liefere die Eier und du … Den kannte ich schon, aber er ist immer noch gut.
So verging die Zeit bis Mittag.
Das Radio spielte einen Song, den er so mag, dass er aufhören muss, das zu tun, was er gerade tut. Er sah sich wieder die Bäume an. Sie standen. Der Wind war wieder abgeflaut. Die Sonne war kurz davor, auf diese Seite des Gebäudes herum zu wandern. Dann wird Darius Kopp die Terrasse verlassen müssen. Sonst kocht man auf. Wie die Sonne nahte, so wuchs der Schweiß in den Hautfalten an, aber Kopp wollte den Song noch zu Ende hören.
Er hatte den Song noch nicht zu Ende gehört, als das Telefon klingelte. Ein blaues Lämpchen auf Kopps Headset leuchtete auf – Geliebtes Marsmännchen – aber das konnte jetzt keiner sehen. Er drückte auf den Knopf neben dem Lämpchen. Denn ich sitze zwar nackt auf meiner Terrasse, aber gleichzeitig bin ich auch bei der Arbeit.
Herr Leidl vom Ingenieurbüro Leidl wollte sich rückversichern.
Gut, dass Sie anrufen, Herr Leidl, ich wollte grad dasselbe tun. Dienstag um 9 beim Kunden, ja. Aber gilt es noch, dass Sie mich abholen können? Ich habe, wie Sie wissen, immer noch keinen Führerschein. Zu schnelles Fahren, was sonst. Schnurgerade Autobahn, mitten in der Nacht, 3 Spuren, leer, aber ich hab das 120er Schild auch übersehen. Ich hab denen gesagt, dass ich das Auto für die Arbeit brauche, ob sie nicht stattdessen das Bußgeld erhöhen könnten. Nein. Halb 9? Viertel nach 8 wäre wohl besser, wir müssen ganz in den Süden. Für Sie ist das ein Umweg von einer Viertelstunde, sind Sie sicher, dass es Ihnen nichts ausmacht? Meine Dankbarkeit wird Sie auf ewig verfolgen, Herr Leidl. Auch Ihnen ein schönes Wochenende.
Der Song war zu Ende, Kopp verließ

die Terrasse. Glaub's oder nicht, ich habe schon wieder Hunger.
Der Kühlschrank war leerer als je zuvor. Er öffnete den Tiefkühler. Das war sinnlos. Lauter Sachen, die man zubereiten müsste. Er ließ die Tür wieder zufallen. Er griff nach einer Schublade (Jetzt trödelst du aber!), er brach die Bewegung ab. Bevor die Wohnung zur Sauna wird (was im Sommer leider der Fall ist), fahren wir doch lieber ins Büro.

Statt 10 Minuten auf den Bus zu warten, der dann womöglich nicht kam, ging er gleich zu Fuß. Wenn man will, kann man durch ein Stück Grünstreifen gehen. Ein Rentner führt seinen Schäferhund aus, drängt einen fast ins Gebüsch, eine Frechheit, aber Kopp lächelte nur und grüßte: Guten Morgen! Der Rentner machte ein Gesicht, als hätte man ihn tödlich beleidigt, der Hund zerrte ihn an der Leine hinter sich her. Eines Tages wird er dich umreißen. Dafür wird ihm der Tod drohen. (Das ist vielleicht doch etwas übertrieben.) Später überholte ihn eine joggende junge Frau. Ihre dicken Hinterbacken in den Sporthosen. Die Dellen drücken sich durch. Wegen ihnen macht sie das hier. Für die Anstrengung zollte ihr Kopp im Stillen Anerkennung. (Nebenbei: Ich mag dicke Hinterbacken.)
Später musste er selber rennen. Das Übliche: Die Bahn erscheint oben in der Kurve, du zögerst, ist das überhaupt zu schaffen, du kannst es nicht nicht versuchen, schließlich fängst du jedes Mal zu rennen an (sofern dem nichts Objektives im Wege steht). So auch Kopp, der körperlicher Anstrengung ansonsten nicht zugeneigt ist. Mir bricht selbst beim Gehen im flachen Gelände der Schweiß aus. Aber jetzt sprang er kraftvoll die Treppe hoch, die Türen öffneten sich, er sprang in den Zug, fasste eine Stange (wie eine Liane; fast, sie schwingt nicht), jemand kam noch später als er, schubste ihn, nichts passiert, die Türen schlugen zu. Eine Weile stand er noch an der Stange und keuchte, später setzte er sich, wischte sich mit dem Unterarm die Stirn, und weil noch Schweiß da war, auch noch mit dem anderen, und stöhnte selbstvergessen. Eine

Anzugaffe.
Er sagte es ihm in den Rücken. Der greise Feigling. Jetzt mach mal halblang, Opa, wollte Kopp sagen, aber dann fiel ihm etwas anderes ein – er fing liebenswürdig zu grinsen an und sprach: Wir können schließlich nicht alle in Lumpen gehen.

Frau sah ihn an. Er grinste ihr zu.
Darius Kopp hatte erst durch den Verlust seines Führerscheins lernen müssen, den öffentlichen Personennahverkehr zu nutzen. Seit der Wende, seit dem ersten 14 Jahre alten Gebrauchtwagen mit nichts anderem mehr unterwegs gewesen, als dem eigenen Kraftfahrzeug. – Meinem *eigenen* faradayschen Käfig, darin meinem Alcantara-Sitz, meiner Klimaanlage, meinem Radio, meiner – ich verwende dieses Wort im weitesten Sinne – Sauberkeit, anstatt jeden Morgen und jeden Abend zusammen gesperrt zu sein mit anderer Leute Ärsche und Aggressionen. Das gibt mir das Gefühl, kein Loser zu sein. So einfach ist das. – Flora versteht das, aber, Liebster, ich halte es doch auch aus, also ist es auszuhalten, und 4 Wochen sind schließlich nicht lebenslang und das hier ist kein Bus in Kairo, also, halte durch.
Immer doch. (Noch eine Woche.)
Immerhin, die Züge waren sauberer und schneller, als er gedacht hätte, und die erhöhte Position erlaubt einem bis dahin unbekannte Einblicke in die Stadt. Wie viele Brachen es gibt, und wie viele Schrebergärten. Die Rückseiten der Häuser. Sei immer schön fröhlich, nur so wirst du Könich – auf eine Brandmauer gepinselt.
Es waren 7 Stationen zu fahren, die Strecke war kurvig, mal saß er in der Sonne, mal im Schatten.
Bei der zweiten Station rief sein Autohändler an. (Ausgerechnet.) Der Leasingvertrag für den Dienstwagen läuft langsam, langsam aus. Ja, ich weiß. Wie ich bereits erwähnte, überlege ich, etwas zu downsizen, Sie ahnen wieso, die Spritpreise und alles. Einen 2.7er Motor zu nehmen wäre Augenwischerei, man müsste schon bis 2.0 runtergehen, aber dazu bekommt man nicht alles an Sonderausstattung, was ich brauche. Ich fahre 60.000 km im Jahr, da braucht es ein wenig Komfort, ganz zu schweigen von der Sicherheit. Übrigens bin ich nicht zufrieden mit dem Navigationssystem (nicht aktuell genug), dem MP3-Player (unmöglich, ihn während der Fahrt zu bedienen) sowie den Scheibenwischern (schmieren), aber all das wissen Sie, jetzt haben Sie auch noch Nachtblau aus der Farbpalette genommen, aber das ist unsere Firmenfarbe, mit Aufpreis lohnt sich nicht, wozu, ist ja trotzdem kein Nachtblau, ja, wir müssten uns auf jeden Fall zusammensetzen, man kann das schlecht in der S-Bahn besprechen. Ja, ich fahre mit der S-Bahn. Eine Probefahrt mit dem SUV, um mich bei Laune zu halten, könnte ich erst nächste Woche machen, wir fahren jetzt in den Tunnel, ich weiß nicht ob …
Telefonaffe.
Ein alter, abgerissener Mann. Noch kein Penner, aber beinahe. Stand an derselben Stange bei der Tür, wie er zuvor, sah ihm nicht in die Augen, murmelte seitwärts unter seiner langen Nase hervor.
Führst dich hier auf, geh doch nach Hause, erzähl's deiner Alten. (Oder: fick deine Alte. Das wurde nicht ganz klar.)

Den Kopf zieht er ein. Hat er Angst, ich schlage ihn? Steht da, wie eingeschissen.
Die Bahn hielt, Kopp nahm die andere nächstgelegene Tür. Das nützte nicht viel, er musste an der Tür des Alten vorbei.
Anzugaffe.
Er sagte es ihm in den Rücken. Der greise Feigling.
Darius Kopp ist keiner, der den Streit sucht, das hat er nicht nötig, nicht etwa, weil er so weise wäre oder sich so gut im Griff hätte, nein, er hat einfach das Glück, als sanftmütiger Mensch geboren worden zu sein. Nein, ich hasse meinen Nachbarn, meine Eltern, generell meine Mitmenschen, die Regierung, den Lauf der Geschichte, meine Heimat, die Fremde, das Leben auf der Straße etc. nicht. Noch nie. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Er blieb abrupt stehen und drehte sich um. Der Alte stand jetzt direkt vor ihm. Wässrige blaue Augen, aufgerissen, dennoch bleiben sie winzig.

Jetzt mach mal halblang, Opa, oder so etwas ähnliches wollte Kopp sagen, aber dann fiel ihm etwas anderes ein – »Ja, ich habe auch meine hellen Momente« – er fing *liebenswürdig* zu grinsen an und sprach also: Wir können schließlich nicht *alle* in Lumpen gehen.
Im Weggehen sah er noch, dass der linke Schuh des Alten zerrissen war. Ein Turnschuh. Früher nannten wir diese Sorte: chinesische. Er ging rasch weg, er hielt es nicht für ausgeschlossen, dass der Alte ihm an den Kragen gehen und dass er kräftiger sein könnte, als er auf den ersten Blick aussah. Er hatte lange Fingernägel. Rasch, unters Volk!
Jetzt sah er wirklich so aus, wie ein eiliger Businessmann, für den Zeit nichts Geringeres als pures Geld ist. Der silberne Laptopkoffer schwang kraftvoll in seiner Hand.

Überspringen wir den zweiten Teil der Fahrt, nach dem Umsteigen, weitere 2 Stationen. Am Ende bringen einen zwei Rolltreppen auf die Oberfläche, es zieht angenehm – von unten kühl, von oben warm, im Winter umgekehrt. Auf den letzten Metern sieht man schon das Gebäude auftauchen, in dem man (in diesem Fall) arbeitet. Wenn man auf der Oberfläche angekommen ist – man nimmt den Schwung der Treppe mit und läuft noch ein paar Schritte, bevor man stehen bleibt und den Kopf in den Nacken legt – sieht man, wie oben an der Fassade mit goldenen(!) Lettern BUSINESSCENTER geschrieben steht – aus dieser Perspektive natürlich stark verzerrt. Das ist so albern, dass es schon wieder gut ist. Kopp jedenfalls gefällt's, er steht kichernd in der Sonne.
Überspringen wir, dass er zunächst nicht in das Büro ging, sondern einen so genannten Businesslunch in einem nahe gelegenen Lokal einnahm. Tafelspitz mit Wurzelgemüse. Nicht schlecht, aber kaum mehr, als für den hohlen Zahn. Drei tournierte Möhrchen, zwei Kartoffelrhomben. Kopp ist in solchen Dingen nicht kleinlich, aber wenn man hungrig bleibt, sind 12,50, mit Trinkgeld 14, zu viel …
Nein, wir können doch nichts überspringen, denn kurz vor Schluss ergab sich doch etwas, und zwar gerade diese 12,50–14 betreffend. Er hatte also seinen Tafelspitz gegessen, war, wie gesagt, hungrig geblieben. Einen Latte hinterher trinken, das stopft ein bisschen. Aber einen Latte gibt es auch im Büro, und zwar umsonst. Er hatte nichts anderes mehr im Kopf als diesen Latte, stand auf, ging los, die Kellnerin, eine vornehm-freundliche, junge, brünette – Sie erinnern mich an meine Frau – musste ihm hinterher: Verzeihen Sie! Verzeihen Sie, ich glaube, ich habe vergessen, zu kassieren.
Wie überaus freundlich von Ihnen, das so zu formulieren! Kopp bat tausend Mal um Entschuldigung, das ist wirklich peinlich, ich war in Gedanken, Sie wissen ja, wie so was ist. Die Kellnerin lächelte verständnisvoll. Er hätte ihr gerne 15 gegeben, für die Unannehmlichkeiten, aber dann hatte er nur mehr genau 14 und ein paar Cent dabei. Ein Glück, dass ich wegen des Rennens schwarzgefahren bin, sonst würde es nicht einmal reichen. Aber Sie nehmen sicher auch Karten. Nehmen Sie Karten? Das kostet uns weitere 5 Minuten, aber dafür kann ich auch hinschreiben: Tipp: 2,50, und wir lächeln beide.

Am Hauptempfang des Businesscenters war niemand. Ich weiß nicht, wieso, aber ich mag es nicht. Das gibt einer Eingangshalle, selbst einer marmornen (nein, sondern polierter Jurabruch) so einen verlassenen Eindruck. Kopp nahm den Fahrstuhl in die erste Etage.
Auch am Etagenempfang war niemand, keine Frau Bach, kein Herr Lasocka. Kann das Zufall sein? (Natürlich.) Dann vergaß er das. Er brauchte seine Aufmerksamkeit, um in der Etagenküche einen Schokoriegel auszuwählen und einen Cappuccino mit Extrazucker einzulassen.
Ganz ehrlich, wenn ich nicht den ganzen Schrenz bei mir lagern müsste, bräuchte ich im Grunde gar kein Büro, ich könnte (fast) alles von der Terrasse aus machen – Der Mann, der auf einer Terrasse lebte – aber es wirkt eben besser, wenn man nicht gleich selbst am Telefon ist, sondern erst Frau Bach oder Herr Lasocka, aber was Kopp wirklich vermissen würde, wäre die Küche, in der die Kühlschränke niemals leer sind. (Das war jetzt kein Vorwurf an niemanden.)
Den Riegel steckte er in die Sakkotasche, die Tasse mit der Untertasse hielt er in der rechten Hand, der silberne Koffer hing am Schultergurt quer über seinem Rücken, so ging er auf sein Büro zu. Vor der Tür nahm er

die Tasse in die Linke, um nach dem Schlüssel fummeln und aufschließen zu können.

Trat ein und blieb stehen. Ganz vergessen, wie *voll* es hier ist. Von der Tür führt nur noch ein schmaler Pfad zum Tisch, außerhalb dessen gibt es keinen Raum mehr, nur noch Gegenstände. Als hätte nichts, kein Gegenstand, der in den letzten 2 Jahren in diese 12 Quadratmeter gelangt ist, diese jemals wieder verlassen. De facto hat kein Gegenstand, der in den letzten 2 Jahren in diese 12 Quadratmeter gelangt ist, diese jemals wieder verlassen, außer Gläsern und Tassen. Die Südwand wird mannshoch von teils leeren, teils vollen Kartons mit Demogeräten und Prospekten verdeckt (genannter Schrenz), sich mittlerweile in immer mehr, stufenweise

kleiner werdenden Türmen in den Raum hinein ausbreitend. Meine Terrakottaarmee. Zwischen ihnen schwebt der Staub von Jahrhunderten.

Man bräuchte a) einen neuen Distributor statt dem alten, der Knall auf Fall verschwunden ist (seine 50-jährige Frau gegen zwei 25-jährige getauscht, nein, Scherz, aber sich verliebt und alles zurückgelassen), oder b) einen Lagerraum, und c) könnte man auch mal aufräumen. Denn auch die Gegenseite, die Nordwand, an der der Tisch steht, ist voll, aber von einer militärischen Ordnung kann dort nicht mehr die Rede sein: *haufen* von Zeitschriften, Prospekten, Plänen, Protokollen, Briefen, Memos, Rechnungen, Visitenkarten. Dazwischen überall Zettel. Die wenigsten gepinnt, die meisten gestapelt, gelegt, geworfen, gerutscht, geknüllt, Schrift verblasst oder unleserlich oder man bringt den Zusammenhang zwischen den Stichworten nicht mehr heraus. Eine Sortierunterlage, Plexiglas, 3 Etagen, jede quillt über vor Reisekostenbelegen. (Seit 6 Monaten keine mehr gemacht.) Sie haben sich auch schon nach vorne ausgedehnt, so wie neben einem Schutthaufen immer noch ein Müllberg entsteht. Der gelbe Kreditkartenbeleg oben auf dem Haufen ist bereits zu einem Freund geworden. Wenn wegen irgendetwas ein Luftzug aufkommt, nickt er. Telefon, Bildschirm, Tastatur, unter dem Tisch der dazugehörige Rechner, daneben der Papierkorb, voll. Bildschirm, Tastatur und Rechner benutzt Kopp nicht, er benutzt seinen eigenen Laptop, dafür schiebt er die anderen Sachen weit nach hinten, die Tastatur drückt gegen die Sortierunterlage, Belege trudeln herunter, werden unter die Sortieranlage geknüllt, manchem Thermopapier tut das alles andere als gut. In Klammern: in seinem Heimbüro, denn er hat auch ein Heimbüro, ist die Situation dieselbe. D.h. sie ist schlimmer, denn dort lagern zusätzlich sämtliche Computer-relative Dinge, die er je in seinem Leben angeschafft hat. Eine Wohnung mit zwei Bädern und einem Blaubart-Zimmer, wie Flora sagt. Oder: Liebster, du bist ein netter Mensch, aber auch das personifizierte Chaos. Zu Hause wird über das Zimmer mittlerweile nicht gesprochen, denn das wäre nicht möglich, möglich wäre nur streiten. Flora hält den Rest der Wohnung einigermaßen in Ordnung, und wenn sie dort etwas findet, das so aussieht, als gehörte es in Kopps Zimmer, dann öffnet sie die Tür einen Spalt, legt den Gegenstand auf die nächste freie Fläche und zieht die Tür wieder zu. Kommentarlos. (Wird er den Gegenstand bemerken, wenn er das nächste Mal das Zimmer betritt? Das ist eine Frage.)

Darius Kopp seufzte, ging vorsichtig den Pfad zwischen den Kartonkriegern entlang, stellte die Kaffeetasse auf eine freie Ecke des Tisches, passte den silbernen Laptopkoffer in die Lücke in der Mitte ein und schob ihn auf seinen Platz. Der gelbe Kreditkartenbeleg nickte.

Die nächsten 10 Minuten saß Kopp einfach nur in seinem hervorragend gefederten Drehstuhl (nicht mitgemietet, wir haben ihn uns selbst gekauft, schließlich geht es hier um unser Kreuz), trank Cappuccino und sah auf den Platz hinaus. – Die Ostwand, dies der Vollständigkeit halber, wird zur Gänze von einem Fenster eingenommen. Die Möglichkeit von Sonnenaufgängen. – An der Ecke gegenüber hoben drei Männer mit Schaufeln hinter einer Abgrenzung aus rot-weißen Bändern ein Loch aus. Nah an der Hauswand, offenbar irgendwas mit dem Fundament. Der eine Mann war ein großer Schwarzer, der andere ein schmächtiger Weißer, der dritte so unauffällig, dass man ihn nicht beschreiben kann. Sie trugen alle T-Shirts, der Gesamteindruck war dennoch so, als arbeiteten sie bereits mit nacktem Oberkörper. Kopp war,

© Steffen Göthling

als hörte er das Schippgeräusch, das ist aber unwahrscheinlich. Das Gebäude ist klimatisiert, das Fenster dementsprechend verschlossen, zudem höchste Schallschutzklasse – es ist ein belebter Platz.
Als das vorbei war, der Cappuccino ausgetrunken – unten bleibt süßer Schaum liegen, man könnte ihn auch übrig lassen, aber Kopp lässt ihn nicht übrig, er löffelt ihn aus, wenn er denn einen Löffel hat, diesmal nicht, hatte vergessen, einen mitzunehmen, er behalf sich mit dem Zeigefinger, hielt sich die Tasse über, bis nichts mehr zu holen war – als im Anschluss der Laptop hochgefahren und das E-Mail-Programm geöffnet, als schließlich auch klar war, dass in den letzten zwei Stunden keine neuen Nachrichten von Interesse entstanden waren, er also hätte anfangen können zu arbeiten, war es auch mit Kopps guter Laune vorbei.
Ich bin also immer noch sauer. Das hätte ich nicht von mir gedacht.

Der Reihe nach: Vor zwei Jahren verkaufte ein gewisser Seppo Salonen seine Firma Eloxim, die er erst 7 Jahre zuvor gegründet hatte an die Konkurrenz, kaufte sich vom Erlös ein größeres Boot und segelt seitdem wahrscheinlich pausenlos um die Welt. Der neue Besitzer entließ die gesamte Eloxim-Belegschaft. Das hatte nichts mit unserer Person oder unserer fachlichen Kompetenz zu tun, im Gegenteil, unsere Person und unsere fachliche Kompetenz spielten nicht die geringste Rolle. Das mag im Falle von Darius Kopp auch nicht anders gewesen sein, nur, dass man ihn als einzigen nicht feuerte, sondern ihm die Leitung des »gemeinsamen« Büros für das deutschsprachige Mitteleuropa sowie Osteuropa anvertraute. Ab heute bin ich der einzige Mann auf dem ganzen Kontinent, Flora. Sales and regional sales manager Darius Kopp in the D/A/CH region and Eastern Europe, in Diensten von Fidelis Wireless, the global pioneer in developing and supplying scalable broadband wireless networking systems for enterprises, governments and service providers. TURN TO US.
Es war schon mitten in der Nacht, als er nach Hause fand, sie waren noch einen saufen, keiner war ihm böse, aber er musste einen ausgeben, anschließend war er schlau genug, ein Taxi zu nehmen, er stieß die Schlafzimmertür auf, sie hatte schon geschlafen, nun wachte sie auf, und hörte ihn die Sätze sagen, die ihm während der Taxifahrt eingefallen waren, und die er für so brillant hielt, wie lange nichts mehr: *Ich bin* Gott. Oder *zumindest gottähnlich.* Und dann drehte er sich ins Profil, damit das Licht vom Flur seinen vollen Bauch beleuchten konnte und sagte: Schau, wie eine Kathedrale. Später relativierte er den Gott-Satz so: Ich bilde mir nicht allzu viel ein, Flora. Ich weiß, es gibt (immer wieder) fachlich Kompetentere und es gibt effektivere Verkäufer, aber ich bin: sympathisch (dass ich außerdem vertrauenswürdig, engagiert und loyal bin, wissen sie vermutlich gar nicht), und manchmal zählt eben: das – er zeigte auf seine Nase.
Darius Kopp würde nicht darauf herumreiten, aber auf Nachfrage würde er bestätigen, dass er bis jetzt eher Glück als Unglück in seinem Leben und seiner so genannten Karriere hatte. Zur Wende saß er in einem Rechenzentrum in seiner Heimatstadt, obwohl es klar war, dass es in absehbarer Zeit geschlossen werden würde, dennoch hat ihn der Chef (Doc Richter) eingestellt, du sollst dieses neue Leben nicht gleich als Arbeitssuchender anfangen. Später gründete Doc Richter eine eigene Firma, und nahm zwei seiner Mitarbeiter mit, unter ihnen Kopp. Wenig später gab er die Firma wieder auf, besorgte aber Kopp eine Anstellung bei H & I (nicht Hase und Igel, sondern Holler und Imre), einer lokalen Größe in Softwarefragen. Später traf Kopp jemanden an der Straßenbahnhaltestelle, der ihn fragte, ob er nicht seinen Job in der Hauptstadt haben wolle. Und so weiter und so fort. Ich wurde immer weitergereicht, wie ein Staffelstab, das kann mit meinen Kompetenzen zusammenhängen, aber noch mehr hängt es offenbar mit meiner Person zusammen. *Man mag mich.*
Solange, bis vor einem halben Jahr ein neuer Europachef eingestellt wurde, ein gewisser Anthony Mills. Nun, dieser Anthony Mills ist der erste seit Jahrzehnten, der Darius Kopp *nicht* mag. Ich kann es kaum fassen, Flora, aber so ist es. Man hat mir zugetragen, dass er ein Deutschenhasser ist. Ich hätte nicht gedacht, dass es so etwas noch gibt. – Wer hat dir das zugetragen und woher weiß er es? – Vor einigen Wochen kam es dann zu einer mittleren Eskalation.
Es war ein ganz ähnlicher Tag wie der

> Achte nur darauf, genug Wodka zu trinken, um das verdächtige Fleisch zu desinfizieren, aber hör auf, bevor du blind wirst, und ich meine das nicht im übertragenen Sinne, und schlafe bitte mit keiner Prostituierten, auch nicht, wenn sie dir als jemandes Schwester vorgestellt wird.

heutige, er fing also gemütlich an. Kopp war *etwas* früher im Büro als heute, er hatte Flora zur Arbeit gebracht, mit dem Auto, denn er hatte noch seinen Führerschein.

Bis Mittag lief alles, wie immer. Der Cappuccinoautomat, das Internet, E-Mails, Telefonate. Zu Mittag, das weiß er noch wie heute, holte er sich eine mit Porchetta und gegrilltem Gemüse belegte Ciabatta und aß sie auf einer Steinbank im Schatten eines Baumes sitzend. Er stand gerade auf, die zerknüllte Tüte und die Serviette in der Hand, als sein Handy klingelte. Am Apparat war ein Mensch, den wir der Einfachheit halber nur den Armenier nennen. Er selbst war gar kein Armenier, sondern Grieche, Vertreter (Sprecher? Berater?) zweier ehemaliger (armenischer) Spitzensportler, die ihr Geld anlegen wollten, in dem sie ihre Heimatstadt Saitakan mit drahtlosem Breitbandinternet versorgten. Der Armenier (Grieche) war immer etwas (nein: ziemlich) aufgedreht, er lachte pausenlos ins Telefon (könnte auch eine Marotte sein, aber Kopp dachte: Hasch, möglicherweise Koks), während er von endlosen Windmühlenkämpfen berichtete, wie das eben so ist, wenn man Geschäfte mit dem Osten macht, so schön und viel versprechend das auch alles ist, aber die Bürokratie!, und unter uns gesagt, die Korruption!, man muss geduldig und geschickt sein, aber wem sage ich das, Sie wissen es so gut wie ich, Sie sind ein Profi. Aber wenn es dann geht, dann geht es von heute auf morgen, man muss eben immer bereit sein, Sie wissen ja, Sie kennen das, kennen sich aus, und so weiter und so fort. So jammerte er abwechselnd über »die lieben Kaukasier«, »bei aller Liebe!«, »sie sind wirklich manchmal wie Kinder!«, und schmierte dann wieder Kopp eine Menge unnötigen Honig ums Maul, er sei im Bilde, ein Profi, ein Experte und Spezialist. Er steigerte sich richtig hinein und am Ende fragte er ganz außer Atem: Und sonst? Wie geht es Ihnen?

Er hat mich eingeladen, mit ihm nach Armenien zu reisen. Darf ich nach Armenien reisen, Flo?

Du darfst reisen, wohin du willst. Achte nur darauf, genug Wodka zu trinken, um das verdächtige Fleisch zu desinfizieren, aber hör auf, bevor du blind wirst, und ich meine das nicht im übertragenen Sinne, und schlafe bitte mit keiner Prostituierten, auch nicht, wenn sie dir als jemandes Schwester vorgestellt wird.

Woher hast du nur diese Vorurteile?

Soviel hat jeder. … Ein Witz, mein Gott, es sollte ein Witz sein!

Den Armeniern sei Dank hatte Kopp in den Forecast vom März schreiben können: 4.000 Komponenten, List Price 250, sales: 100.000.

An jenem gemütlichen Tag Ende Juli meldeten sich die Armenier erneut.

> Der Chef des Chefs, Mr. Bill Bower, Vice President Global Sales, ist das ganze Gegenteil von Anthony, ein netter Mann mit einer warmen Stimme. Er kann auch singen. Beim letzten sales meeting haben wir in der Karaoke-Lounge *Sweet home Alabama* gesungen, und alle jubelten uns zu.

Sie vermissten die zweite Lieferung über weitere 50.000.

Ja, sagte Kopp, warf den Müll in einen Eimer und schlenderte unter den Bäumen auf das Büro zu, die Lieferzeiten betragen im Moment 8 bis 10 Wochen, leider, die Nachfrage ist enorm, unsere Werke sind ausgelastet.

Ja, aber die Situation der Armenier war so, dass sie die erste Teillieferung recht schnell, nach 6 Wochen erhalten hatten, aber nun, auf die zweite, warte man bereits seit 3 Monaten.

3 Monate sind wie viel? 12 Wochen?

In diesem Fall sogar 13. Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, es war hauptsächlich Ihretwegen, dass wir uns für Ihre Produkte entschieden haben, aber jetzt lassen Sie uns ganz schön hängen, wenn ich das mal so sagen darf.

Kopp verstand die Lage und den Standpunkt des Armeniers und versprach, sich sofort zu kümmern.

Er ging ins Büro zurück und rief unverzüglich in London an. Seitdem Anthony da war, kostete ihn das jedes Mal eine kleine Überwindung. Aber er überwand sich selbstverständlich. Ohnehin war damit zu rechnen, dass die charming Stephanie, die Sekretärin, dran sein würde, oder die etwas weniger charmante aber sehr korrekte Vertriebsassistentin Sandra. (Ich stelle mir vor, sie trägt eine Pagenfrisur.) Aber, wie es so ist, plötzlich ist der Chef selbst am Apparat.

Wie immer, übelster Laune. Schon wieder nervt ihn jemand mit irgendeinem Shit! Andererseits will er alles kontrollieren. – You are NOT in Charge of OEM-Business! *I* am! etc. – Ungeduldig informierte er Kopp, Sandra sei krank. Anschließend teilte er rüde mit, die Bestellung des Armeniers sei nicht verspätet, sondern storniert worden.

Sie wurde was? Wieso?

Dein Kunde ist *defaulting.* Und zwar mit der kompletten Summe von rund 100.000.

Hoppala.

Anthony wunderte sich, dass Kopp sich wunderte. Der Kontostand sei ihm mitgeteilt worden. Er sei ihm vor einigen Wochen zusammen mit einem Memo des Finanzvorstands übermittelt worden, in dem, zusammengefasst, stand: Kunden all over

the world stehen mittlerweile mit nahezu 14 Mio bei uns in der Kreide, oder, anders gesagt, sie missbrauchen uns als ihre Bank. Ab sofort gilt: Kein Geld, keine Ware. Kümmert euch darum, dass eure Kunden zahlen. Ein Geschäft ist erst ein Geschäft, wenn der Kunde zahlt.

Ja, Kopp erinnerte sich. Seitdem habe er allerdings keinen neuen Kontoauszug bekommen, so dass er nicht wissen konnte …

Hiermit wisse er es also. Red mit deinem Kunden und red auch mit deinen anderen Kunden, da sind noch zwei, die im Verzug sind.

Das Stadtteilnetz wartet auf eine zugesagte Förderung.

Schön für sie. Ruf sie an.

Das könne er gerne machen, sagte Kopp, aber generell sei er der Meinung, bzw. habe er gedacht, das ganze Cash case-Memo wäre *für ihn* nur zur Information gewesen. Mir war nicht klar, dass ich persönlich das Geld eintreiben soll. Geld einzutreiben ist Aufgabe der Finances.

Das ist NICHT Aufgabe der Finances! Die Finances können den Sales unterstützen, es ist DEINE Aufgabe.

Ich bitte dich, Anthony, (brüll mich nicht so an) ich bin doch der good guy. Ich bin dem Kunden gegenüber der Nette. Ich bin sein Freund, leben und leben lassen, das ist mein Prinzip.

Das sei im Prinzip sehr schön, in der Praxis hält ihn Anthony wegen solcher Ansichten für einen Simpel. Natürlich sagt er es nicht so, er weist lediglich auf etwas hin, das Därjäss zweifellos selbst wisse, dass im Geschäfts- wie im richtigen Leben die Freundschaft bei Geld aufhöre, gerade weil man leben müsse, damit man leben lassen könne, und wiederholte, nun wieder schnaubend vor Ungeduld (aber wirklich: Wie ein Pferd!), was im Brief des Chief Financial Officers Mr. Warren Natta stand, dass nämlich ein Geschäft erst ein Geschäft sei, wenn die Ware bezahlt sei.

Kopp stimmte dem zu, ja, das ist so, zweifellos, wiederholte aber, dass der Verkäufer etc. *good guy* etc.

Woraufhin bei Anthony der Geduldsfaden riss, er fuhr Kopp über den Mund, er solle hier nicht herumdiskutieren, Anthony habe keine Zeit für so etwas, das sei überhaupt nicht Gegenstand einer Diskussion, die Vorgaben seien klar, er solle gefälligst dienen und das Maul halten (letzteres natürlich nicht ganz mit diesen Worten), bis dann!

Paff, aufgelegt.

Kopp konnte es kaum fassen. Was ist aus der britischen Höflichkeit geworden? (Wo bzw. *wieso* hat man diesen Rüpel aufgetan? – Wäre dir *kühle* Herablassung lieber? – Nein. Lieber wäre mir ein Minimum an Respekt.)

So weit, so gut. Dass es mit diesen Halbleitern häufiger Probleme gibt, ist bekannt. Die sitzt man am besten aus. Du sitzt doch sonst immer alles aus. Was du auf keinen Fall tun solltest, ist, den Chef deines Chefs in der Zentrale in Sunnyvale in sunny California anzurufen. Doch Kopp tat, nachdem er sich gefangen hatte, nein, noch in dem Ärger drin, das ist es ja, genau das. Du kannst mich mal.

Ich habe den Armeniern, meinem größten Kunden, Ware versprochen, also bekommen die Armenier Ware.

Der Chef des Chefs, Mr. Bill Bower, Vice President Global Sales, ist das ganze Gegenteil von Anthony, ein netter Mann mit einer warmen Stimme. Er kann auch singen. Beim letzten sales meeting haben wir in der Karaoke-Lounge *Sweet home Alabama* gesungen, und alle jubelten uns zu.

Bill sagte schlussendlich dasselbe, dass wir auf den Zahlungen bestehen müssen, aber er sagte es höflich und er war sich nicht schade, eine Erklärung zu liefern:

Du weißt, die beiden Werke sind ausgelastet, für ein drittes muss man investieren, man muss einen Kredit aufnehmen, und dafür muss man Cash haben, und eigentlich *haben* wir es auch, bzw. hätten es, wären wir in den letzten Jahren nicht solche unglaublichen Schlampen gewesen, das ist keine Buchhaltung, das ist der Stall des Augias, so etwas ist einer *Company* wie der unseren unwürdig, abgesehen davon, dass wir es uns nicht leisten können, niemand kann das.

Danke, Bill, sagte Kopp, etwas beschämt zwischen Nord-, Süd- und Westwand (wie gut, dass das keine Videokonferenz war), jetzt habe ich es verstanden und ich gebe dir Recht, Bill, ich werde es dem Kunden sehr freundlich beibringen, und noch einmal: *Thanks, Bill.*

…

Du redest mit Bill direkt?

Er ist der Sales Chef …

Und ich bin: *YOUR Boss!* Du: berichtest an mich, ich: berichte an Bill! Das ist der Weg! Wie stehe ich jetzt da?

Kopp versuchte bescheiden anzubringen, dass er nicht denke, dass Bill »so« wäre, aber Anthony schnitt ihm bereits das zweite Mal innerhalb kürzester Zeit das Wort ab:

Was Därjäss denn über Bill wisse, und außerdem sei das irrelevant. Was Europa anginge, und zwar GANZ Europa, habe alles über ihn, Anthony zu laufen und basta! Er bitte darum, dass so etwas nie wieder vorkommt, er meine es ernst! Wenn Därjäss seine Zweifel habe, möge er sich doch bitte das Memo des CFO noch einmal zu Gemüte führen.

(Drohst du mir, du Wichser?) (Anthony, please, don't talk to me like this.) (Dir werd ich's zeigen!) Oh, I *am* sorry, sagte Kopp mit Zerknirschung in der Stimme. I did not want to hurt you.

You did not *hurt* me.

Kopp war abermals *sorry,* falls das das falsche Wort gewesen sein sollte. Du weißt, *English is not my mother tongue.* Ich meinte möglicherweise *harm you.* Nein, das war auch falsch. Ich kann dir gar nicht schaden. Du weißt, was ich meine: Ich drücke ein

drittes Mal mein Bedauern aus. Ich verspreche, von nun an, brav zu sein. But please, Anthony, never ever talk to me like this.

Woraufhin Anthony abermals das Gespräch derart beendete, dass er auflegte.

Obwohl die kleine Schlussnummer – bin armes, ganz konfuses bad english speaker, ich kann dir also gar nicht willentlich gesagt haben, dass du ein eitler Sack bist, der sich künstlich aufregt – nicht schlecht war, tröstete sie Kopp doch nicht so, wie er es sich erhofft hatte. Er war immer noch wütend und gekränkt, und zusätzlich angegriffen durch die Drohung. Ich kann ihm nicht von viel *harm* sein, anders er mir. Selbstquälerisch las er die Rundmail durch. Tatsächlich steht da, die Chefs mögen notfalls Leute feuern, wenn diese den Eintreiberjob nicht ernst genug nähmen. If you or one of your people is not willing to comply with this, I want to know about it immediately. Just so you know, I'll find out anyway. Und ich habe ihn alles andere als ernst genommen, Flora. Ich habe de facto keine einzige Mahnung rausgeschickt und ich habe auch nicht angerufen.

Dieses letzte Telefonat war an einem Freitag. Es war erst Mitte des Nachmittags, Kopp stand an der Ostwand (Bei *I am YOUR boss!* aus dem Stuhl gesprungen), sah beim Fenster hinaus, sah, dass alle Welt noch toste, es war um 16 Uhr, bis Mitternacht könnte man noch einen vollen Arbeitstag hinlegen, das wird sogar erwartet, nur Proleten verlassen ihren Arbeitsplatz um 17 Uhr im Laufschritt (Kopps Vater, Darius der Ältere, im Arbeit- und Bauernstaat Ingenieur im Fernsehwerk: *Die* sollen die Macht haben? Über *mich?)*, von höheren Funktionen wird erwartet, dass sie da sind, wenn schlaflose Kunden um 8 Uhr morgens anrufen, und dass sie da sind, wenn die Amis dort drüben gegen 20 Uhr my time das erste Mal an sie denken könnten – ach, was rede (denke) ich da! I understand, würde der freundliche Bill sagen. Ich verstehe dich gut, aber: relax. (Just like Kindergarden, really …) Kurz und gut, Darius Kopp war so aufgeladen mit Demotiviertheit – und da gehört einiges dazu! –, dass er trotzig seinen kleinen silbernen Laptopkoffer am Ohr packte und sich auf den Weg zu Flora in die Strandbar machte. Ich brauche Tröstung = den Anblick meiner Frau und Cocktails. Er ging mit gesenktem Kopf durch das Tosen, wedelte unnötig mit dem Köfferchen und schnaubte mit zusammengekniffenen Lippen durch die Nase (Aber wirklich: Wie ein Pferd!). Um die Miesheit komplett zu machen, kollidierte er beim links Abbiegen auch noch mit einer Gruppe Halbwüchsiger. Sie prallten mit den Schultern aneinander. – Guttän Moargänn! – Jaja! Am Strand gab es keinen freien Liegestuhl, er setzte sich trotzig in den Sand, den Rücken lehnte er gegen eine kleine Mauer. Die an der Kollision beteiligte Schulter schmerzte, auch der Ellbogen, der durch das Gewicht des Köfferchens nach außen gedreht worden war. When love goes wrong, nothing goes right. Meine Füße sind auch zu heiß. Die Schuhe sind zu eng oder was. Wieso sind mir plötzlich die Schuhe zu eng? (Socken zu dick? Nägel zu lang? Hitze? Miesheit?)

> Du redest mit
> Bill direkt?
> Er ist der Sales Chef…
> Und ich bin:
> *YOUR Boss!*
> Du: berichtest an mich,
> ich: berichte an Bill!
> Das ist der Weg!

Später wurden zwei Plätze an der Bar frei, und er konnte mit seinem Freund Juri dort sitzen, mit dem sich etwa folgendes Gespräch entspann:

Der Punkt ist: Wieso ist dieser Wichser mein Chef? Das wurde mir nicht von Anfang an so gesagt. Ich dachte, ich wär' selber Chef. DACH und Osten. Er macht Nord, West, Süd. Wieso ist er da mein Chef?

Fragst du das ernsthaft? Juri muss sich schon sehr wundern. Erstens hast du die miesen Märkte und er die guten. Und zweitens wird der Deutsche und der Ossi niemals Chef. Und du bist, soweit ich weiß, beides.

Schönen Dank auch.

Gern geschehen. Weißt du, was ich an deiner Stelle tun würde?

Was?

Drauf scheißen. Das ist nicht das Leben.

Aha. Und was ist das Leben?

In guten Schuhen gehen und jeden Tag Cocktails.

Schlaumeier. Überall auf der Welt geht der Chef in besseren Schuhen und trinkt bessere Cocktails als der Nicht-Chef. Das müsstest selbst du ausrechnen können.

Was hast du gegen meine Schuhe? Sind sie etwa nicht schön?

Doch, sehr schön. Fall nicht vom Hocker. (Meine eigenen würde ich am liebsten ausziehen. An der Bar vielleicht lieber nicht.) … Ich will doch nur meine Arbeit gut machen! Das ist mir ein persönliches Bedürfnis! Und sie lassen mich nicht. Und wenn sie mich lassen, honorieren sie es nicht.

Jetzt sei nicht so ein Amateur! Du willst doch nicht etwa geliebt werden von denen? Also wirklich! Ich für meinen Teil, wenn ich schon den besseren Teil meines Lebens, nämlich meine Jugend, damit verbringen muss, Geld zu verdienen, bin lieber schön als nützlich. Schau dich um! Was siehst du? Es ist Sommer in der Stadt, die Schulen machen Ferien, die Familien sind weg, der Sand der Stadtstrände ist ordnungsamtlich auf Hygiene geprüft, die Kellnerinnen gehen leicht geschürzt, und mit einer von ihnen bist du sogar verheiratet. Die andere werde ich mir vornehmen.

Zusammengefasst war Juris Vorschlag, es für den Rest des Sommers *umgekehrt* zu machen: der siebente Tag soll der Tag der Arbeit sein, die anderen sechs sollen dir gehören. Denn, siehe meine technischen Erweiterungen, auch wenn ich nicht da bin, bin ich da! Und im Herbst nehme ich dann meinen Urlaub. Kopp denkt nicht, dass die Dinge so einfach liegen, aber sich an einem Freitagabend die Hucke voll zu saufen, dagegen ist nichts zu sagen. Und während sie sich voll soffen, verstand er immer mehr, was Juri meinte. Im Grunde ist das auch mein Credo: Liebe dein Leben, so arm es ist! Tu das Machbare, sag dem Kunden, soundso, bei aller Liebe: Geld her, setze auch für die anderen ein freundliches bis witziges Erinnerungsschreiben auf, und dann, für die nächsten vier Wochen, die du ihnen als Frist gesetzt hast: *Cheerio!* In diesem Sinne soffen sie bis zur Sperrstunde: mehrere Biere, einen Sex on the Beach, zwei Mai Tais, einen Manhattan Cooler, und selbstverständlich einen Zombie. Flora sah, was los war, sie sagte nichts, sie sagt in solchen Fällen nie etwas, sie fährt einen hinterher nach Hause und macht einem am nächsten Morgen ein Omelett. Eine gute Frau. Außerdem war sie auf Arbeit, hatte weiß Gott genug zu tun, und du bist schließlich erwachsen. Juri – dem es nicht gelang, bei Melania zu landen. Sie ist zu jung und zu schön für dich, sieh es ein – ging mit den anderen letzten Gästen, Kopp wartete auf seine gute Frau. Während sie das Auto aufschloss, hob er das Gesicht zum Himmel, der schon wieder hell zu werden begann, und er warf auch die Arme hinauf und rief: Das Leben ist schön! Und etwas leiser schickte er hinterher: Wer was anderes behauptet, kann mich mal an der Kuppe lutschen.

Sie fuhr ihn nach Hause, er schaute beim Seitenfenster hinaus auf die Stadt, die er liebt. – Ich liiiebe diese Stadt! – Machst du mal das Fenster zu? – Sie reagiert empfindlich auf Zug. Er schloss das Fenster und sprach von nun an leiser, weitgehend Obszönitäten, die wir nicht zitieren (»Ich will dich an der Muschi lecken« u. ä.). Er brauchte den Samstag (Omelett etc.), um seinen Rausch auszuschlafen, aber am Sonntag stand er schon wieder bereit. Bereit, mein Freund, mit dir zusammen einen unglaublich verlotterten August hinzulegen. Was mich anbelangt, bin ich in solchen Dingen etwas träge, aber Juri, zum Glück, ist ein Freizeitweltmeister.

If you or
one of your people
is not willing to
comply with this,
I want to know
about it immediately.
Just so you know,
I'll find out anyway.

Sie machten die Nacht zum Tage und umgekehrt.

Sie fuhren in die Hasenheide und schwoften unter Linden bis in die Puppen. Nein, denn Kopp tanzt nicht. Wieso nicht? Ich bin ein dicker Mann und außerdem verliebt in meine Frau. Ich *kann* mit keiner anderen tanzen. – Dein Problem. Dann siehst du deinem Freund halt zu.

Sie besuchten: eine Meisterschaft im Beachvolleyball der Frauen, obwohl sich Kopp für Sport sonst nicht die Bohne interessiert, die Neueröffnung eines Kulturhauses (Warum? Warum nicht?), einen Poetry-Slam (Ich kann mich an kein einziges Wort erinnern, nur an die rötliche Achselbehaarung einer der Frauen) (Juri wieherte), mehrere Vorführungen in Freiluftkinos, leichte Sachen, eine Führung durch das alte Rohrpostsystem (Das war das Beste, und wir, als wären wir wieder Jungen), eine Gratis-Freiluftaufführung von Beethovens 9. Symphonie, zu der so viele Menschen erschienen waren, dass es an den Rändern zu Pöbeleien und Handgreiflichkeiten kam (Juri und Kopp wieherten), ein Konzert eines Singer-Songwriters, den Juri schätzt, einen Chansonabend, bei dem eine Pianistin begleitete, bei der Juri zu landen versuchte (erfolglos).

Sie gerieten in eine Demonstration von Eritreern, gegen den Schuldenerlass für Äthiopien, das sich dadurch leichter wieder bewaffnen könnte. (So habe ich das noch nicht gesehen. Wollen wir uns solidarisieren? Juri wieherte.)

Sie sahen einen Papagei, der in einem Park umherflog, ganz und gar nicht glücklich. Sie bedauerten ihn, dennoch wieherten sie. (Was ist aus ihm geworden? Was schon?)

Sie sahen einen alten Mann, der im goldenen Sonnenuntergang in weißen Unterhosen auf einem Hotelzimmerbalkon stand und mit einer Videokamera die Straße aufnahm. (Juri und Kopp wieherten.)

Während nebenan junge italienische Touristen im Poseidonbrunnen badeten, solange, bis die Polizei kam.

Sie aßen (Auswahl): Sushi in einem Imbiss, der zur Hälfte eine Schuhmacherei war, und dessen Wände über und über mit bayerischen Kuckucksuhren bestückt waren (sie erstickten fast), Tagliatelle mit Kalbsleber und Salbei, Wienerschnitzel mit lauwarmem Kartoffel-Gurken-Salat, Huhn piri-piri mit Backkartoffeln, Rib-Eye-Steak mit Chilibutter, Schisch-Kebab, während um sie herum ein Flohmarkt tobte, Krokodilfilet im Knuspermantel und Medaillons vom Känguruhfilet mit gebratenen Pilzen und Chili-Ananas.

Dazu tranken sie: einfach *alles*. Das Beste und Schlechteste in einem war ein Gespritzter in einem ungarischen Café, der statt je zur Hälfte aus Wein und Sodawasser zu 9/10teln aus Wein und zu 1/10 aus Leitungswasser bestand.

Irgendwann im Laufe der Tage und Nächte saß Kopp jedes Mal wieder auf dem Stadtstrand bei Flora, damit auch sie mitspielen konnte.
Sie spielten, dass sie die Kellnerin ist und er der Gast. Er bestellte Essen und Trinken bei ihr, sie brachte es ihm und sagte nicht: Du verkonsumierst glatt, was ich hier verdiene. Sie empfahl ihm auch aus gesundheitlichen und/oder ästhetischen Gründen nicht, weniger zu essen oder zu trinken, und er aß und trank – siehe Bewirtungsquittung – das eine oder andere Male, durchaus für zwei. Dabei surfte er mit seinem Laptop im Internet. Einmal, als sie sich zu ihm niederbeugte, um die abgegessenen Teller und leer getrunkenen Gläser wegzuräumen, machte er einen Versuch, ihr etwas davon zu erzählen, was er gerade las – Neue Studie: Kriege töten dreimal mehr Menschen als bisher angenommen – aber sie sagte: Scht, man beobachtet uns! Sie deutete mit dem Kopf, als wäre es nur zufällig, als wäre es nur eine Haarsträhne, die nach hinten geschleudert werden müsste, Richtung Bar. An der Bar stand der Chef der Lokalität, der Einarmige Ben. Er war nicht wirklich einarmig, er hatte noch beide, aber der Linke war nach einem Schlaganfall gelähmt. Dem Gesicht sah man es auch an, ebenso hörte man es an der Rede, einem mit deutschen und englischen Brocken durchsetzten Französisch, das ohnehin schwer zu verstehen war. Wenn der Einarmige Ben da war, stützte er sich auf die Theke (auf einem Barhocker konnte er nicht balancieren) und verfolgte die Kellnerinnen, unter ihnen Darius Kopps Frau, mit seinen Blicken. Das war offenbar sein Spiel. Melania, Karo, Flora, Melania, Karo, Flora. Und wir, ab da, als wären wir heimliche Geliebte, und das gefiel Kopp noch mehr. Um keinerlei Aufsehen zu erregen, gab er ihr am Ende Trinkgeld, sie nahm es an und brachte eine Bewirtungsquittung. (Ich bin scharf auf dich.)
Anschließend wartete er im Auto oder in Sichtweite davon oder zu Hause auf sie, meine nach Bar riechende Barfrau, und sie hatten häufig Sex. Leider nie auf dem Strand selbst, obwohl er sich das hätte vorstellen können. (Er hatte es sich vorgestellt.) – Wieso eigentlich nicht? In dem Himmelbett hinten in der Ecke? –

> Die Atmosphäre war aufgeheizt, Kopp rann der Schweiß in Bächen von der Stirn, obwohl er sich gar nicht bewegte.

Willst du, dass ich rausgeschmissen werde? – Wenn alle gegangen sind? – Irgendeiner ist immer da. – Dann wenigstens, bitte, *bevor* du geduscht hast! Bier, Speisen, Fackeln, Zigarettenasche, Schweiß, hmmmm… Noch besser wäre nur noch eine Köchin, ein Küchenfräulein, einen Tag lang gedämpftes, gewürztes Fleisch …! – Danach schliefen sie bis zum frühen Nachmittag, aber es kam auch vor, dass Kopp so aufgedreht war, dass er noch fernsah, obwohl morgens um 4 selten was Gutes kommt.
So, den ganzen August lang, bis der September begann, bis, im Grunde gestern Nacht.
Kopp war ein wenig müde, er verbrachte den Tag im Wesentlichen in einem Sonnenstuhl dösend. Anders Juri, der plötzlich doch mehr zu tun hatte, als er gehofft hatte – Und so etwas Sinnloses! Präsentationen auf eine neue Oberfläche umstellen! 5 Tage sinnlosesten, stupidesten Copy-and-Pastes! – prompt wurde er unleidlich. Umso mehr musste am Abend kompensiert werden, sonst nehme ich diesen Frust mit in den nächsten Tag. Und den nächsten, und den nächsten. Der Schlüssel ist: Abwechslung, Tapetenwechsel, Bühne umstellen, raus aus dem täglichen Trott. In diesem Sinne:
Können wir auch mal woanders hin, als immer nur zu dieser öden Strandbar aus der vorigen Saison? Wie ihr euch da anhimmelt, ist wirklich Ekel erregend. Und langweilig! … Saufen und ficken! Das will ich. Saufen, ficken und tanzen. Den Körper bewegen. Komm!
Krieg ich vorher was zu essen?
Auf jeden Fall!
Fleisch?
Ausschließlich Fleisch.
Nach dem Fleisch rauchten sie Zigarillos.
Als die Zeit fortgeschritten genug dafür war, drängten sie sich in eine Salsabar, Juri tanzte, Kopp blieb an der Theke sitzen. Ab und zu kam Juri zu ihm und trank etwas und ging wieder zurück auf die Tanzfläche. Juri tanzte gut, head delay und alles, es gelang ihm mehrmals, Paarfiguren mit Frauen auszuführen. Die Atmosphäre war aufgeheizt, Kopp rann der Schweiß in Bächen von der Stirn, obwohl er sich gar nicht bewegte. Gegen 3 Uhr früh war er des Zuschauens leid, Hunger hatte er auch wieder, und in der Bar gab es nichts Anständiges zu essen.
Solidarisch, wie er nun einmal ist, begleitete ihn Juri, und sie aßen noch einen Döner und tranken noch ein Bier. Irgendwie war es dann dieses Bier, das zu viel war, denn plötzlich sprang Juri auf und rannte einfach los, an den Straßenbahnschienen entlang auf den S-Bahnbogen zu – He! Was soll das? Kopp rannte ihm schwerfällig hinterher – unter diesem hindurch, auf den Fluss zu, auf die Brücke, ans Geländer, wo er schließlich stehen blieb. Er zerrte am Geländer, als wollte er es herausreißen und brüllte dem Dom, dem Museum und schließlich dem Markt zu: Mehr! Mehr! Mehr! Ich will mehr!
Er ließ das Geländer los.
Nix los. Diese Stadt ist so scheiß öde,

Mann.
Sturzbesoffen, wie er war, setzte er sich auf den Gehsteig. Da erst merkte Kopp, wie sturzbesoffen der war.
He, sagte Kopp, mach das nicht. Nicht hinsetzen.
Juri ließ sich wieder hochzerren. Ging schwankend.
Los, wir gehen ins Bordell.
Sorry, Alter, ich hab's dir schon gesagt: Ich bin verliebt.
Arschloch. Verzweifelt: Ich will auf den Arm genommen werden!
Das passiert schon noch, Alter, man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Nein, die darfst du nicht aufgeben. Hörst du? Niemals! (Ich bin auch ganz schön besoffen, verdammte Scheiße.)
Plötzlich musste Kopp gähnen. Er war nicht etwa so müde – er war natürlich auch müde – es war etwas anderes: Plötzlich war er heftig gelangweilt, nein, das ist etwas anderes, plötzlich empfand er klar: Es ist genug. Ich bin den irdischen Vergnügen durchaus zugetan, wenn einer einen Spaß verdirbt, dann bestimmt nicht Darius Kopp, aber irgendwie war es für den Moment vorbei. Der Sommer ist vorbei, Alter, egal, ob die Hitze noch tobt.
Was für ein Glück, dass Flora gerade zwei Tage frei sowie das Wochenendhaus einer Freundin in einem Waldstück vor der Stadt zur Nutzung überlassen bekommen hatte, so konnten sich endlich alle entspannen.

Doch bevor es dazu kommen kann, bevor wir uns um 4 Uhr am Nachmittag, also in kaum 1,5 Stunden, mit unserer Frau treffen und auf die Datscha fahren, muss eine einzige Sache noch erledigt werden.
Der Forecast für den September ist fällig. Genauer gesagt, ist er seit einer Woche überfällig. Der Forecast ist nicht gerade Kopps Lieblingsdisziplin – Schließlich bin ich nicht das Orakel von Delphi! – dabei herrschte bei Fidelis bislang in diesen Dingen eine recht moderate Praxis. Einmal im Monat ist nun wirklich nicht die Welt. Es soll Firmen geben, bekannte, große Firmen, bei denen man jede Woche einen Vorausbericht machen muss. – Was gedenken Sie, aber ganz genau, in der KW 37 an Umsatz zu generieren? Und, später, wenn es nicht gelungen ist: Wieso nicht? Etwas hat sich aus zahlreichen, nachvollziehbaren, logischen, durch Sie nicht beeinflussbaren, äußeren, schicksalhaften, zufälligen Gründen um eine Woche verschoben? Wieso? Jaja, wir hören, dass die Gründe zahlreich, nachvollziehbar, logisch, durch Sie nicht beeinflussbar, äußerlich, schicksalhaft, zufällig waren und dass es sich nur um eine Woche handelt. Dennoch: Wieso? – Nein, bei uns lief das bisher eher freundschaftlich, etwas Wahrheit, etwas Dichtung, dennoch ist Kopp immer in Verspätung, und Anthony, wer hätte daran gezweifelt, kann das auf den Tod nicht ausstehen. (Korinthenkacker. Und überhaupt. Was soll ich da reinschreiben? Genehmigung vorausgesetzt?)

Mehr!
Mehr! Mehr!
Ich will
mehr!

Aber schließlich hörte er auf zu jammern, zu lamentieren und zu meckern, er gab sich einen Ruck und hämmerte mit seinen dicken Fingern auf die Tastatur:
1. Stadtverwaltung Süddeutschland – Memo an die Buchhaltung: Haben sie schon gezahlt? 16.000
2. Budapest (Herr Szilagyi, Provision: 15 %)
Das kann ich gleich weitergeben. Das ist ein *OEM*-Geschäft, und wir erinnern uns, was der Boss gesagt hat: Der *OEM* bin ich. (Und mir gehen wie viel durch die Lappen? Immerhin 25.000. Wird das irgendwo registriert?)
3. Die Armenier. Memo an die Buchhaltung: Haben sie gezahlt? Wenn ja, *Memo* an den Vertrieb: Bitte nunmehr unverzüglich liefern. Kunde wartet seit 17 (Ausrufungszeichen!) Wochen. 50.000.
Und das war leider schon alles. 91.000. Also schreiben wir noch hin:
4. Die Uni, Termin ist erst am Dienstag, egal, schließlich handelt es sich um ein *Fore*cast: 450.000 qm, ca. 1.500 Komponenten à 550 = 825.000. In Kooperation mit dem Ingenieurbüro Leidl (15 % Provision). Auf diese Weise ergibt sich: 916.000. Na bitte.

Er war gerade fertig geworden, als das Telefon klingelte. Es war Flora.
Bist du schon losgegangen?
Ist es denn schon so spät?
Wenn du hättest pünktlich sein wollen, schon. Aber er könne entspannen. Sie wird 2 Stunden länger arbeiten müssen. Karo verspätet sich.
Die blöde Kuh.
Kann man nichts machen.
Sei tapfer, Kleines.
Ohne Pause, Liebster, ohne Pause.

Und jetzt? Was machen wir mit der uns geschenkten Zeit? Der Kalender, in dem, anders als außerhalb, alles in schönster Ordnung ist, zeigte das nächste Mal für Dienstagmorgen einen geschäftlichen Termin (blau) sowie für Dienstagabend einen privaten (grün) an. Ist ein bisschen blöd verteilt, ließ sich aber nicht anders machen. Also wieder ins Internet.
Die Waldbrände im Süden sind endlich unter Kontrolle, die Zahl der toten Helfer beläuft sich auf 11, wir fordern eine Anklage wegen Mordes gegen die Mafia und andere finstere Investoren sowie ein Verbot für den Bau von Ferienanlagen in den verbrannten Gebieten. Die Zukunft

gehört der Nanotechnologie, die USA bauen den Super-Soldaten, unzerbrechlicher Glasschwamm entdeckt. Auf die Frage, was die wichtigste Erfindung des 20. Jahrhunderts gewesen sei, antworten alte Isländer, die in ihrer Kindheit noch in Schuhen aus Fischhäuten gegangen sind: der Gummistiefel. Man bietet mir Geld für mein Blut und mein Sperma, und wenn ich einen Freund werbe, bekomme ich einen BMW extra. Ich wurde unter Tausenden ausgewählt.

Hier kehrte die morgendliche Lust auf einen Orangensaft wieder. Aber so heftig, dass Kopp es keine Sekunde länger in seinem Stuhl hielt, er sprang auf, flitzte den Pfad entlang, riss die Tür auf, sah weder nach links noch nach rechts, stürzte in die Etagenküche, und merkte erst dort, wo nicht Teppichboden, sondern Fliesen lagen, dass er nur auf Socken unterwegs war. Wann habe ich mir die Schuhe ausgezogen? (Gleich, als du dich mit dem Cappuccino hingesetzt hattest.) Schwarze Socken, keine Schuhe. Es ist kühler so, aber auf den Fliesen ist es sehr rutschig, was haben die da draufgeschmiert? Er sah sich um: Sieht mich jemand? Ab da beeilte er sich. Natürlich kleckert in solchen Fällen immer etwas daneben. Er sah auf die Schnelle nichts, womit er den Glasabdruck vom Tresen hätte wischen können, also übersah er ihn, stellte hurtig die Flasche in den Kühlschrank zurück, packte das Glas, wollte los – und stieß mit ziemlichem Schwung gegen jemandes fleischigen Bauch.

Hoppala!

Die Hand mit dem Glas voller Orangensaft kam auf, prallte ab, zwei sprangen auseinander, so dass der Großteil davon, was herausschwappte, auf dem Boden landete, aber etwas landete auch auf dem lachsfarbenen Hemd des Gegenübers.

Der Büronachbar. Vom Empfangspersonal tatsächlich »Lachs« genannt. Er trägt häufig solche Hemden. Kopp weiß das natürlich nicht, er weiß auch nicht, wie der Mann richtig heißt (Peter Michael Klein), noch wie seine Firma heißt und was sie macht (es steht ein Firmenname unten am Eingang und auch eine kleine Tafel neben der Bürotür und Kopp hat beides nicht nur einmal gelesen, er hat auch im Internet nachgeschaut, was das für welche sind, aber er weiß es nicht mehr), nicht aus der Branche, nicht wichtig. Wir haben ihn nass gemacht, das allein zählt in diesem Moment.

Wir entschuldigen uns selbstverständlich.

Ist es sehr schlimm?

Kommt darauf an, wie empfindlich man ist. Ein kleiner, aber gut sichtbarer, pissegelber Fleck. Bestimmt bis aufs Unterhemd durchgesuppt.

Wir entschuldigen uns noch einmal. Selbstverständlich kommen wir für den Schaden auf.

Der Nachbar winkte ab und ging zur Tagesordnung über (um die Pfütze auf dem Boden herum, zum Cappuccino-Automaten). Hätte ich mich doch auch für einen Cappuccino entschieden! Und dann? Würde es nicht nur klebrig, sondern auch heiß meine Hand hinunterlaufen und tropfen. Vielleicht sogar den Anderen verbrüht. Dann hätten wir ein echtes Problem.

Kopp widerstand dem Impuls, sich kaninchengleich in seine Buchte zurück zu flüchten – Die verräterische Tropfspur würde bleiben! – er riss sich zusammen, stellte das tropfende Glas wieder hin, suchte dann eben *jetzt* nach etwas, mit dem man wischen könnte. Der Andere starrte verkniffen den Cappuccinoautomaten an – das Mahlwerk, das Wasser, der Dampf, der Satz, der in den Tresterbehälter fällt – sah nicht auf seinen Fleck, rieb nicht an ihm herum, kümmerte sich in keiner Weise um ihn, dennoch, wie er so verkniffen schaut … Beleidigt, verärgert, betrübt? War er es schon vorher, war dieser Zusammenstoß nur die Krönung eines sowieso unglücklich angelaufenen Tages? Oder fing all das jetzt erst an, *mit mir?* Kopp konnte es nicht wissen und war auch sonst hilflos. Tropfen, Kleben und keine Hilfe. Der Etagenempfang war immer noch leer.

Scheiße, sagte Darius Kopp halblaut, und schielte zum Anderen. Der reagierte nicht, sein Getränk war fertig, er nahm es und ging, den Blick auf den Boden geheftet, ohne Tempoänderung wieder um die Pfütze herum.

Scheiße, sagte Darius Kopp noch einmal halblaut. (So eine Fresse zu ziehen wegen ein bisschen Orangensaft.)

Schließlich gab es doch Rettung. Frau Bach tauchte aus dem Raum hinter dem Empfang auf, eine Sitzung gehabt, oder was. Sie wusste, wie man wischen kann, dafür war ihr Kopp äußerst dankbar, aber andererseits sehen Sie so meine Socken. Lassen Sie nur, lassen Sie nur. Aber sie war schon fertig.

Haben Sie vielen Dank.

De nada, sagte die fröhliche Frau Bach – klein, rundlich, mittleren Alters, also: um die 40 – Ich hab Sie gar nicht kommen sehen, haben Sie Ihr Paket schon bekommen?

Paket?

Nein, es lag noch unter dem Tresen. Heute früh vorbei gebracht. Das ist seine Karte.

Ah ja, sagte Kopp, dem wieder die Socken einfielen. Danke. Und sputete sich, in sein Büro zurückzukommen. Frau Bachs Frage landete nur mehr in seinem Rücken.

Sie kennen also den Mann?

Jaja, sagte Kopp und drehte sich, wie es höflich ist, dazu wenigstens ein wenig zu ihr um, dabei rutschte ihm ein besockter Fuß weg, nicht viel, nur eine Winzigkeit, aber genug, um zu erschrecken; das ist nicht mein elegantester Tag heute.

Fast hätte er den Karton erst einmal ungeöffnet hingelegt---

Das ist leider eine Marotte von ihm. – Wieso öffnest du die Post nie, Liebster? – Ich wollte sie öffnen, spä-

ter, wenn ich mehr Lust dazu gehabt hätte, aber dann hab ich's vergessen. – Briefe von den Banken, der Krankenkasse, der Steuer, *wichtige* Briefe. – Ja, ich weiß. Wieso schicken sie mir keine Mail? Die lese ich immer. – Das nervt mich wirklich, weißt du? – Aber dann fing er wieder zu denken an: Der Armenier (der Grieche) kommt also in aller Herrgottsfrühe im Büro vorbei und hinterlässt mir einen unserer Access Points? Wieso?
Ist er kaputt?
Er ist nicht kaputt, es ist nicht einmal ein Access Point, sondern 40.000 in bar. Obenauf liegt ein Brief.

Sehr geehrte Herr Kopp,

ich bedauere sehr nicht mehr mit Ihnen unser Geschaeft mit Fidelis weiter fuehren zu koennen. Wir haben unser Project in veschiedenen Banken vorgestellt leider wurden uns keine weiteren Kredite genaemigt. Ich will nicht ueber die Details sprechen aber die Brueder Bedrossian sind leider auch mir ein Teil meiner operativen Kosten schuldig geblieben. Bitte finden Sie anbei Ihren Anteil den mir gelungen ist für Sie zu bekommen. Leider geht es mir gesundheitlich nicht gut im Moment ich werde mich eine Weile zurueck ziehen. Ich hoffe in der Zukunft auf weitere gute Zusammenarbeit und verbleibe
mfg
Sasha Michaelides

Das Geld selbst war in weißes Papier – 2 A4-Blätter 80g Universalkopierpapier – eingehüllt. An den Seiten umgeschlagen, damit es hineinpasst. 40.000 in bar nimmt weniger Raum ein, als man denkt. Nehmen wir an, es wären lauter Hunderter, dann käme man gerade einmal auf ein Brikett von 4 cm Höhe. Nun waren es nicht lauter Hunderter, es waren sogar Fünfer dabei, aber auch so war es noch ein handliches kleines Paket. Am Freitag, den 5. September, nachmittags gegen 18 Uhr, während draußen der Feierabend- oder bereits der Abendverkehr rauschte, und nun war er auch zu hören, trotz Schallschutzfenster, saß Darius Kopp leicht federnd in seinem Drehstuhl und wog ein Bündel Papiergeld in der Hand.
Komisch. Ich mag Geld – als Zahlen. Ich mag 126.000, mehr als 3.500, zum Beispiel, und 700.000.000.000 kann ich mir kaum mehr vorstellen, aber als *Gegenstand* sagt es mir quasi nichts. Vielleicht, weil es so geordnet zusammen liegt.
Als Juris senile Großeltern in ein Heim umziehen mussten, fand die Familie überall in der Wohnung Geld versteckt. Unglaubliche 50.000 – noch in D-Mark! Du greifst hier hin und dorthin und es geraten dir blaue Scheine in die Hand. Sie wurden fast wahnsinnig, sie kippten die Mülltüten, in die sie zuvor achtlos als unbrauchbar Befundenes geworfen hatten, wieder aus, und tatsächlich fand sich auch dort noch etwas, in Innentaschen, zwischen Buchseiten, in flach gedrückten, leeren Medikamentenschachteln, in den Beipackzettel gehüllt. *Wann sollten Sie dieses Medikament nicht nehmen* etc.
Er ließ den Daumen über die Kanten laufen. Nichts. Er hielt einen Schein gegen das Licht … Es funktionierte nicht, es war nicht mehr hell genug. Er musste aufstehen, an das Fenster treten. Er legte den Schein, einen Fünfziger, an die Scheibe. Echt. Scheinbar. Und jetzt?
Er setzte sich wieder an den Schreibtisch, klappte den Laptop zu, um Platz zu haben und zählte über dem geschlossenen Laptop. Genau 40.000. Er las noch einmal den Brief. Damit ich es verstehe, damit ich mich ja nicht irre. Er bringt mir 40T von 96T-Irgendwas und taucht unter. Dass es ihm gesundheitlich nicht gut geht, kann ein Codewort dafür sein, dass er am Arsch ist, oder er ist am Arsch *und* ist tatsächlich auch gesundheitlich angeknackst. Wie sah er denn aus, Frau Bach? Kopp hat den Menschen nie persönlich getroffen, immer nur mit ihm telefoniert. Zuletzt vor 4 Wochen, als er ihm schöne Grüße von seinen Chefs ausrichtete.
Der Armenier war verschnupft, eine Sommergrippe, ist das nicht ärgerlich? Aber so geht es, wenn man immer nur arbeitet (schweigen wir mal vom Alkohol und anderen Drogen), das Immunsystem ist nicht das Kräftigste, aber wer wird das besser wissen als Sie. Höchstens nur noch ich, hähä. Aber Spaß beiseite, er habe verstanden, er habe das natürlich nicht in der Hand, ausschließlich die Herrn Spitzensportler persönlich, ich kann nicht mehr tun, als es ihnen noch einmal sagen. Das jetzt nur hinter vor-

gehaltener Hand: Ich denke schon, dass sie zahlen werden, Geld ist vorhanden, das ist nicht das Problem, die Frage ist, wann und wie sie es tun werden. Kann sein, sie halten einen noch ein halbes Jahr hin und dann kommen sie mit einem Koffer voller Barem vorbei. Sie wissen ja, wie das so ist. Nein, ehrlich gesagt, fing der Kerl nun auch Darius Kopp, der, was solche Quatschköpfe angeht, ansonsten hart im Nehmen ist, zu nerven an (Alter, jetzt hör mal auf, mir hier was vom Pferd zu erzählen. Wilder Osten. So einen Schmarren), nein, ehrlich gesagt, ist bei mir noch nie jemand mit einem Koffer voller Barem aufgetaucht, so etwas ist bei uns nicht üblich, aber schicken Sie sie doch direkt bei mir vorbei, wenn Sie sie sehen!
Ja, ja, sagte Sasha Michaelides fröhlich und nieste, pardon, das mache er auf jeden Fall, ich will nicht, dass Sie schlecht von mir denken, Sie wissen, die Zusammenarbeit mit Ihnen ist mir viel wert.
(Ja, ist ja schon gut.) ---
Und jetzt, schau, hat er mir tatsächlich einen Haufen vor die Tür gesetzt. Sozusagen.

Als er nach der beiliegenden Karte und anschließend zum Telefon griff, sah er, dass es bereits 18 Uhr 10 war, ich müsste seit 10 Minuten bei Flora am Strand sein. Aber dieses Telefonat musste er noch machen.
Es klingelte lange, weiter passierte nichts.
Er räumte das Geld beiseite. Fast hätte er es einfach nur beiseite gewischt, wie es leider ebenfalls seine Angewohnheit ist. Er riss sich (abermals) zusammen, ordnete die Geldscheine wieder zu einem Brikett, steckte es zurück in den Karton, blieb mit seinen dicken Fingern hängen, zog, als er die Hand zurückzog, einige Scheine wieder hoch, aber es fiel nichts heraus. Klappte den Laptop wieder auf, suchte die dort gespeicherte Nummer heraus. Es war die gleiche. Er rief sie noch einmal an. Wieder nur das Klingeln. Kein Anrufbeantworter, keine Nachricht an mich, und auch ich kann keine Nachricht mehr an ihn übermitteln.
Wenn es hier 18:20 ist, dann ist es in London 17:20, in Sunnyvale 9:20. Man könnte an verschiedenen Stellen anrufen und vom Vorgang berichten. Das würde schätzungsweise 1 bis 2 Stunden in Anspruch nehmen. Flora würde toben. Auch so wird es nicht einfach werden. Sie ist eine nette Frau, aber Verspätungen hasst sie auf den Tod. – Das ist einfach respektlos, verstehst du? Respektlos! – Spielt das in so einer Situation eine Rolle? Ja, das tut es. Bei den Entscheidungen, die ein Mitarbeiter trifft, spielt Privates eine weit größere Rolle, als man es sich wünschen würde. Hätte Darius Kopp keine Frau, die auf ihn wartet, hätte er jetzt auch keinen Zeitdruck. Aber er hat. OK. Ich gebe dir 10 Minuten, um zu entscheiden: Sag ich es ihnen jetzt gleich, oder denke ich noch ein Wochenende lang darüber nach?
Die Entscheidung war bereits mit dieser Frage gefällt, aber Kopp dachte anstandshalber noch ein wenig länger nach. Dachte an Anthony (ich bin ihm immer noch Gram), Sandra (zu unwichtig), den Chief Accountant in den Staaten, einen gewissen Mister Bauer (a) bedeutet mir nichts, b) ist er sehr schlecht zu verstehen, schlechter noch als der CEO; Letzterer nuschelt, Ersterer hat einen anstrengenden Dialekt) und schließlich Bill. Bill würde ich es gerne sagen, ich betrachte ihn beinahe als so etwas wie einen Freund, aber das geht nicht, aus den bekannten Gründen. Und Anthony, um den Kreis wieder zu schließen: Du kannst mich mal. Ich werde jetzt ein Wochenende lang etwas wissen, was du nicht weißt.
Kichernd stopfte Darius Kopp die hervorstehenden Scheine in den Karton zurück, sie verknitterten, er zog alles wieder heraus, ordnete sie wieder zu einem Brikett, legte das Kopierpapier wieder drum herum, schob es so wieder in den Karton, schloss den Deckel. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um den Karton auf einen Stapel nah an der Wand in der Nähe des Fensters (dem von der Tür aus gesehen weitesten Punkt) abzulegen.
Als er sich wieder auf die Fersen gestellt hatte, sah er, dass er den einen Fünfziger, den er vorhin ans Fenster gehalten hatte, vergessen hatte, mit einzupacken.
Er machte das Paket nicht wieder auf, er steckte den Fünfziger ein. Nur bis morgen. Das heißt Montag.
Er nahm die Treppe, anstatt des Fahrstuhls (eine Treppe, die scheinbar nicht dafür gedacht ist, dass sie jemals jemand freiwillig benutzt, dunkel, kalt, hallig, eine Dienstbotenhintertreppe), damit er ohne weitere Verzögerung Flora anrufen konnte.
Es klingelte, dann ging ihre Mailbox ran.
Ich komme, Liebste, ich komme, es ist etwas Verrücktes passiert, ich erzähl's dir gleich.

Ich will's gar nicht wissen! Behalt's für dich, lass mich in Ruhe, du stiehlst mir nur die Zeit, meine *Lebens*zeit, das ist so demütigend, weißt du ...?
Nein, so nicht. Er kam aus anderen Gründen nicht dazu, es ihr zu erzählen. Sie war einfach zu sehr im Stress. Sie war immer noch am Arbeiten, wusste gar nicht, wie spät es inzwischen war, fragte auch gar nicht mehr danach.
Du kannst dich ruhig hinsetzen und noch was essen. Ich bring dir was.
Sie brachte ihm, ohne, dass er es bestellt hätte, einen Salat mit Garnelenspieß, einen Brotkorb und ein mexikanisches Bier.
Du bist so gut zu mir.
Karo ist erst 2 Stunden zu spät gekommen, und jetzt diskutieren sie schon wieder mit Ben, und zwar heftig. Wenn sie sich endgültig zerstreiten, können wir das Wochenende vergessen. Ich komme hier *nie* weg.

Der Salat war leider wieder nur für den hohlen Zahn, aber er wollte ihr nicht noch mehr Arbeit machen. Er aß den Brotkorb leer. Aber wenn ich noch ein Bierchen haben könnte …
Die nächste Stunde saß Kopp in seinem Liegestuhl, trank sein zweites Bier und schaute sich um im lauen Sommerabend. Eine Baulücke mit Sand bestreut, Sonnenschirme und Liegestühle, zwei Himmelbetten mit wehenden Himmeln, Fackeln, Palmen im Topf, ein Sonnendach aus Schilf, darunter eine Bar, dahinter ein aknenarbiger Mulatte, sein Name ist Ulysses (noch dazu Kuhfuß: Ulysses Kuhfuß), davor der Einarmige Ben, schaut melancholisch über Karo, die alles in allem vielleicht 1,50 groß ist, hinweg, manchmal wiegt er den Kopf und zuckt die Achsel (die linke; aber tut er das überhaupt willkürlich?), das Stupsnäschen mit dem quietschblonden Pony da ist Melania, hinter der Bar jetzt noch ein anderer junger Kerl, wie der heißt, weiß ich gar nicht. Auf dem Nachbargrundstück springen sie Trampolin. Zusätzlich sind sie in ein Geschirr eingespannt, das sie hochzieht. Kopp hat eine gewisse Sehnsucht nach diesem Trampolin mit dem Geschirr, er würde gerne ebenfalls hochgezogen werden, am frühen Morgen, am glühenden Mittag oder jetzt, am Abend, in den Abendhimmel, über die Lichter von Häusern, Verkehrsmitteln, Straßenlaternen, jedes davon hätte seinen Reiz. Aber zum einen war ich immer zu träge, hinüber zu gehen, zum anderen wäre es albern. Wie würde das aussehen, ein Mann im Anzug, das Geschirr zieht die Hosenbeine über die Socken, die Krawatte fliegt ihm ins Gesicht und in der Hand hält er ein silbernes Köfferchen, und darin ist diesmal kein Laptop sondern …

OK, jetzt geht's endlich los. Kann ich dich noch schnell abkassieren?
Oh, ich hab nicht mehr genug Bares … (64 Euro und ein paar Cent, aber der Fünfziger ist nicht meiner.) Er zahlte mit Karte. Wegen der Karte musste sie noch zwei Wege mehr machen.
Tut mir Leid. Darauf kommt's jetzt auch nicht mehr an. Er gab, wie immer, Trinkgeld, sie sagte, wie immer: Vielen Dank.
Und jetzt los, weg hier, weg hier!

SPITZENTITEL · August 2009

Terézia Mora
wurde 1971 in Sopron, Ungarn, geboren. Sie lebt seit 1990 in Berlin und gehört zu den renommiertesten Übersetzerinnen aus dem Ungarischen. 1999 sorgte sie mit ihrem literarischen Debüt, dem Erzählungsband »Seltsame Materie«, für Furore. Für diese Erzählungen wurde sie mit dem **Open-Mike-Literaturpreis,** dem **Ingeborg-Bachmann-Preis** (1999) und dem **Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis** (2000) ausgezeichnet. 2004 erschien der Roman »Alle Tage«, der ausnahmslos von der Kritik gelobt wurde und großen Anklang bei Lesern fand. Für den Roman erhielt sie den **Mara-Cassens-Preis** für das beste Roman-Debüt des Jahres, den **Kunstpreis Berlin**, den **LiteraTour-Nord-Preis** und den **Preis der Leipziger Buchmesse.**

Terézia Mora · Der einzige Mann auf dem Kontinent
Roman · ca. 320 Seiten · geb. mit SU · 13,5 x 21,5 cm
ca. € 19,95 [D] / € 20,60 [A] / sFr 34,90*
ISBN 978-3-630-87271-1 © Luchterhand Literaturverlag 2008

Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?
Schreiben Sie uns bitte auf der Umschlagseite Ihre Meinung.

Bernardo Carvalho
»In São Paulo geht die Sonne unter«

I. KAPITEL

Ich sehe keinerlei Metapher in dem, was ich sage. Es ist, als läge alles im Halbdunkel. Es gab eine Zeit, da war ich Stammgast in einem obskuren Restaurant namens Seiyoken – das heute nicht mehr existiert – in einer berüchtigten Straße im Stadtteil Liberdade. Das Essen war gut, die Preise anständig und die Bedienung nett, untertrieben ausgedrückt, denn man hat uns nie rausgeworfen. Fast immer gab es Platz, und wie meine Kommilitonen kam ich gar nicht auf die Idee, dass der Lärm, den wir nach ein paar Gläsern Sake und Bier veranstalteten, die anderen Gäste stören könnte. Wir waren viel zu sehr von uns selbst eingenommen und zu verblendet, um nachzudenken, bevor wir die Stimme erhoben und Reden schwangen über Themen, die keinen Menschen interessierten, schon gar nicht die Kellner; die kümmerten sich nicht nur nicht um den Ton unserer

© Bel Pedrosa

Diskussionen oder, schlimmer noch, unserer Selbstbeweihräucherungen, sie nutzten vielmehr den Umstand, dass wir von unseren eigenen Worten benebelt waren, traten heraus aus dem Halbdunkel, das uns umgab und sich mit fortschreitender Stunde und Trunkenheit immer stärker verdichtete (nach und nach wurde, von uns unbemerkt, die Beleuchtung ausgeschaltet), und füllten unauffällig die leeren Gläser, was ihnen am Ende des Abends und unserer Sauferei ein größeres Trinkgeld sicherte. Wenn wir schließlich wieder zu uns kamen, saßen wir im Dunkeln.

…

Seit zehn Jahren hatte ich mich dort nicht blicken lassen, doch nun, da ich arbeitslos war und von meiner Frau getrennt, nachdem ich mich als Werbespotredakteur in einer Werbeagentur für nichts kaputt gemacht hatte, ging ich ab und zu wieder ins Seiyoken. Die Kellner waren noch dieselben, sie behandelten mich wie einen alten Bekannten. Wenn ich es recht überlege, dann wäre es wohl am richtigsten zu sagen, dass ich die Besitzerin bis dahin nicht wahrgenommen hatte, weil sie sich nicht gezeigt hatte. Denn Begegnungen dieser Art warten auf den passenden Zeitpunkt. Sie war eine diskrete alte Frau, die eines Abends wie eine Erscheinung aus ihrem Eckchen unter der Treppe hervorkam und mir das Geheimnis um ihre Verschlossenheit aufbürdete. Wenn ich allein war, setzte ich mich immer lieber an die Theke. Da hatte ich wenigstens den Sushiman zur Gesellschaft. Eines Abends, als sich zu später Stunde sonst niemand mehr im Restaurant befand, tauchte die Alte, die ich noch nie bemerkt hatte, hinter der Registrierkasse auf, wo sie wohl den ganzen Abend gesessen hatte – sie musste unauffällig aufgestanden und näher gekommen sein, denn ich bemerkte sie erst, als sie schon neben mir stand –, und kam direkt zur Sache: »Sind Sie Schriftsteller?« Ich blieb stumm. Ich muss die Augen so aufgerissen haben, wie es meiner Frau immer Angst und Bange gemacht hat, denn sie erklärte gleich darauf, als wollte sie sich entschuldigen, mit einem Blick auf einen der Kellner: »Er hat gesagt, Sie seien Schriftsteller.« Sie war eine alte Frau mit glattem, grauem Haar, zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst, was ihr etwas Schulmädchenhaftes verlieh, einen anachronistischen Rest der fernen Jugend, so als hätte sich eine junge Schauspielerin geschminkt, um auf der Bühne eine Greisin zu spielen. Ich glaube, sie trug ein dunkelblaues Seidenkleid. Sicher bin ich mir nicht mehr. Früher muss sie einmal hübsch gewesen sein. Sie war schlank. Die Nase spitz. Sie entsprach nicht der asiatischen Norm. Auch ihre Augen waren nicht ausgesprochen mandelförmig. Sie waren geschwollen, verquollen, wie bei den Masken des No-Theaters, als wäre sie gerade aufgewacht oder als weinte sie. Was sie aber nicht tat. Sie war nicht groß, doch auf mich, der ich an der Theke saß, wirkte die Restaurantbesitzerin, als sie so plötzlich neben mir stand, unerwartet imposant. Wie das Gegenteil ihrer selbst, das Gegenteil all dessen, was man sich unter einer alten Japanerin vorstellen mochte. Ich konnte nicht wissen, dass sie, kurz bevor sie aus ihrem Eckchen herausgekommen war, um mich mit einer Wunschvorstellung zu konfrontieren, die ich für längst begraben gehalten hatte, die schlimmste Nachricht ihres Lebens erhalten hatte.

»Der beste Schriftsteller ist immer derjenige, der nie etwas geschrieben hat«

»Nein«, antwortete ich, leicht angetrunken und unangenehm berührt von dem, was ich zunächst für eine Art Verspottung oder geschmacklosen Witz hielt (zumal in meiner Situation, arbeitslos und ohne jede Perspektive), auch wenn es vor zehn Jahren eine Zeit gegeben hatte, da ich, wann immer sich die Gelegenheit bot, meine intimsten Ambitionen ganz ungeniert in aller Öffentlichkeit hinausposaunt hatte. »Ehrlich gesagt, habe ich noch nie etwas geschrieben.«

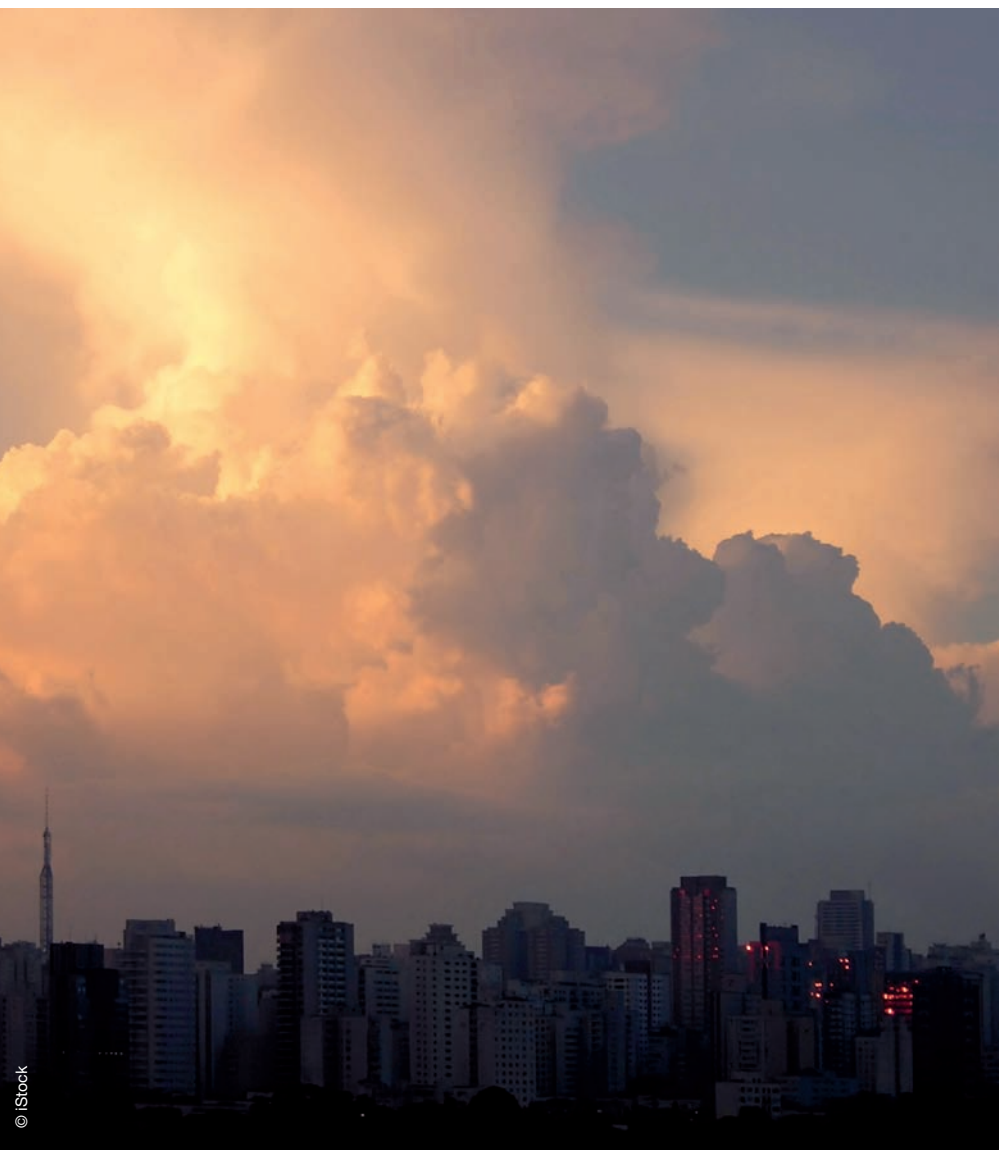
»Der beste Schriftsteller ist immer derjenige, der nie etwas geschrieben hat«, antwortete sie, wobei nicht klar wurde, ob ihre ironische Bemerkung auf Enttäuschung oder Erleichterung basierte, und zog sich in den Schatten der Registrierkasse unterhalb der Treppe hinter dem Eingang zurück, aus dem sie nie hätte herauskommen sollen.

Zum ersten Mal fühlte ich mich dort nicht wohl. Nach so vielen Jahren erkannte ich, was ich gar nicht mehr erkennen wollte, nämlich dass ich mir so lange Illusionen machen würde, bis ich die erste Zeile geschrieben hätte; mir wurde klar, dass ich meine Jugendträume nicht abgehakt hatte, wie ich inzwischen geglaubt hatte, denn ich nährte immer noch diese verdammte Traumvorstellung, nun jedoch im Stillen, nur für mich. Im Grunde glaubte ich immer noch, ich könnte schreiben – und das könnte eines Tages meine Rettung sein, wovor, wusste ich nicht so genau. Das Verrückte dabei war, dass ich nie etwas anderes geschrieben hatte als eine Handvoll Drehbücher für Werbespots. Und nur deshalb glaubte ich, dass ich Schriftsteller werden konnte (oder schon war) und dies meine Rettung wäre. Ich aß so schnell wie möglich zu

Ende und zahlte. Ich schämte mich. Ohne einen Blick zurück verließ ich das Lokal. Und nahm mir vor, das Restaurant nicht mehr aufzusuchen.

...

Schließlich begriff ich, dass die Frage, ob ich wirklich ein Schriftsteller war, für sie weniger zählte als die Gewissheit, dass ich die richtige Person war, um ihr zuzuhören. Sie testete mich. Sagte, sie habe eine Arbeit für mich. Die sie bezahlen wolle. Sie fragte nach meinem Preis. Wollte wissen, wie lange ich schon arbeitslos war. Zeigte mir ein paar Texte. Sie wollte sichergehen, dass ich weder von dem einen noch von dem anderen Schriftsteller gehört hatte. Sie musste sich dessen sicher sein können, dass ich nicht in der Lage war, etwas wiederzuerkennen. Alles musste für mich neu sein. So oder so gab es das Japan, von dem sie mir erzählen wollte, nicht mehr. Wenn es denn überhaupt jemals existiert hatte. Dem Sushiman zufolge war sie in den Fünfzigerjahren nach São Paulo gekommen, ohne einen Menschen zu kennen, und hatte ganz allein sämtliche Angestellten des Restaurants (nachdem sie das vorhandene Personal entlassen hatte) unter den Familienangehörigen von ehemaligen Kamikaze-Fliegern ausgesucht, die nach Kriegsende ausgewandert und Sushimen geworden waren, weil es für sie in Japan keine Verwendung mehr gab, oder sie nicht mehr dort zu bleiben wagten. Sie war allein gekommen. Hatte keinen einzigen Verwandten in Brasilien. Sie erhielt keine Briefe. Hin und wieder einen Anruf. Sie hatte das Restaurant 1959 gekauft und es fast fünfzig Jahre lang unverändert weitergeführt. Wir trafen uns zweimal, bevor sie sich entschied. Innerhalb von zwei Wochen hatte ich ihr Vertrauen gewonnen. Sie sprach wenig über sich selbst. Erkundigte sich, wie es sei, als Schriftsteller zu leben. Und ich log. Ich erzählte ihr von einem Leben, wie ich es mir für mich ausgemalt hatte.



...

Wie gesagt, schon beim ersten Treffen mit der Restaurantbesitzerin begriff ich: Wenn ich hören wollte, was sie zu sagen hatte, hielt ich am besten den Mund. Ein einziges Mal nur konnte sie nicht umhin, ihren Unmut zu äußern, und das geschah, als ich ihr auf die Frage, welche japanischen Schriftsteller ich kannte, begeistert von einem Buch von Mishima erzählte, das ich vor geraumer Zeit gelesen hatte, und wie sehr es mich beeindruckt hatte. »Ein Mann, der sich in seinen Worten nicht zügeln kann, ist kein Schriftsteller.« Ich habe nie verstanden, was sie damit sagen wollte. Ob sie damit Mishima meinte oder mich. Ich sagte nie wieder etwas über einen japanischen Schriftsteller. Als dann mitten in der Geschichte, die sie mir erzählte, der Name Mishima erneut fiel, war sie es, die ihn zur Sprache brachte. So abwegig es auch sein mochte, einen Moment lang dachte ich, sie hätte vielleicht versucht, mit Mishima dasselbe zu machen, was sie nun mit mir machte. Als sie nach Brasilien kam, hatte sie nur wenige Anlaufstellen. Anscheinend kannte sie ein paar Immigranten im Landesinnern. Und sie muss gewusst haben, dass sich der Autor von »Geständnis einer Maske« zu Beginn der Fünfzigerjahre, also wenige Jahre bevor sie

nach Brasilien kam, vorübergehend auf einer Fazenda bei Lins aufgehalten hatte. Ob sie dem Schriftsteller geschrieben hat, weiß ich nicht. Ob sie auch ihm gesagt hat, dass sie eine Geschichte zu erzählen habe. Jedenfalls verachtete sie ihn. Irgendetwas musste da vorgefallen sein. Was, konnte ich nicht wissen. Wenn sie tatsächlich Mishima einen Brief geschrieben hatte, was der Gipfel an Naivität gewesen wäre, war es logisch, dass sie nie eine Antwort erhalten hatte.

Es war ein einstöckiges Haus, wie vergessen zwischen den Hochhäusern des Stadtteils Paraíso. Als wir uns das erste Mal bei ihr zu Hause trafen (nach den beiden Vorbesprechungen im Obergeschoss über dem Restaurant), kam ich auch nicht zur vereinbarten Zeit, doch dieses Mal gab es für meine Verspätung wenigstens eine Rechtfertigung, sämtliche Radio und Fernsehsender berichteten darüber; am nächsten Tag stand es in allen Zeitungen. Die Stadt erlebte eine ganze Reihe von Attacken des organisierten Verbrechens. Offiziellen Schätzungen zufolge gab es über hundert Tote, darunter Polizisten, normale Bürger sowie Kriminelle. Tatsächlich belief sich die Zahl fast auf das Doppelte. Die Überfälle galten Polizeiwachen, Bussen und Banken. Und die Polizei sollte sich in den darauf folgenden Tagen rächen, indem sie wild drauflos alle abknallte, sofern sie arm waren und später in den Berichten der Rechtsmedizin als Verdächtige bezeichnet werden konnten. An diesem Montagnachmittag war nach drei Tagen voller Überfälle, über die jedoch nur wenig berichtet worden war, in einem gutbürgerlichen Stadtteil ein Polizeiwagen mit Maschinengewehrfeuer beschossen worden. Die Gerüchte hatten zur Folge, dass die Bevölkerung in Panik geriet und die Geschäfte geschlossen wurden, obwohl die Behörden mit aller Macht die belagerte Stadt davon zu überzeugen versuchten, dass sie alles unter Kontrolle hätten. Selbst die ruhigsten Straßen wurden von Autos mit Leuten verstopft, die am helllichten Nachmittag Hals über Kopf ihre Arbeit verlassen hatten, um heil und unversehrt nach Hause zu kommen. Und ich geriet mitten in die Fänge des Verkehrschaos. Es gab keinen Ausweg und keine Alternative.

> Es war ein schreckliches Gefühl, nicht zu dieser Welt zu gehören, aber auch keine, weder konkrete noch illusorische, Möglichkeiten mehr zu haben, sich ihr zu entziehen.

Alle hatten in ihrer Angst beschlossen, das, womit sie gerade beschäftigt waren, einfach liegen zu lassen und sich auf den Heimweg zu machen, und zwar alle gleichzeitig. Ich war schon über eine Stunde zu spät dran, als ich klingelte und eine Stimme, die nicht ihre war, mir über die Gegensprechanlage sagte, in einem Topf mit Bromelien rechts hinter der Pforte liege ein Schlüssel. Dieselbe Stimme forderte mich auf, die Haustür hinter mir abzuschließen und im Haus bis nach hinten durchzugehen. Mir kam das eigenartig vor, zumal in einer belagerten Stadt, wie es São Paulo gerade war (hatte sie keine Angst? Wo glaubte sie sich zu befinden?), aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich passierte die Pforte, nahm den Schlüssel aus dem Blumentopf, schloss die Haustür auf und hinter mir ab. Ich befolgte die Anweisungen der Stimme. Erst als ich mich im Haus befand, besann ich mich. Es war, als wäre ich aus einer Realität in eine andere geraten. Das Haus war leer. Nicht nur, dass es keine Möbel gab, es gab auch keine Trennwände. Weder Wohnzimmer noch Schlafzimmer noch Badezimmer. Es gab keine Treppe ins obere Geschoss, auch kein richtiges Obergeschoss, obwohl ich von außen die Fenster gesehen hatte. Die Raumhöhe bis zum nackten Dach musste über sechs Meter betragen. Die besagten Fenster im Obergeschoss führten ins Leere. Sie zu öffnen, zu schließen und zu putzen war vermutlich ein kompliziertes Unterfangen. Der Fußboden war aus gebranntem Zement. Das einstöckige Haus bestand nur aus der Fassade – ein leerer Kasten, eine Halle. Am anderen Ende befand sich noch eine Tür, eine Eisentür, früher hatte sie vielleicht als Verbindung zwischen der nun nicht mehr vorhandenen Küche und dem angrenzenden Wirtschaftsraum oder Garten gedient. Ich ging dorthin, befolgte weiterhin, was die Stimme mir gesagt hatte. Als ich die Tür öffnete, erblickte ich einen kleinen Bambushain. Zwischen den Bambusbüschen, die eine Art Portikus bildeten, gab es einen Durchgang. Man musste den Kopf einziehen. Eine schmale Brücke führte im

Bogen über einen Wasserlauf, einem Bach nachgebildet. Ich traute meinen Augen nicht. Vom Bambushain abgeschirmt, befand sich mitten zwischen den Hochhäusern, die ihm ihre Rückseiten zuwandten, ein japanischer Miniaturgarten mit steinernen Laternen, Hängestegen und Holzbrücken über dem Wasserlauf, der sich durch das Gelände schlängelte.

Schwer zu erklären, doch für mich war dies das leibhaftige Inbild der Hölle und der Albträume meiner Kindheit. Als Erstes fielen mir dazu die stundenlangen Autofahrten in glühender Sonne ein, die meine Schwester und ich mindestens einmal im Jahr ertragen mussten, um zu Neujahr die Verwandten in Bastos zu besuchen. Seit meiner Kindheit hatte ich das Bild eines Spielzeugjapans im Kopf, ähnlich einem Kinderspielplatz, ärmlich und unwirklich zugleich, eine Welt aus gekalkten Beeteinfassungen, von Zwergen im Landesinnern des Bundesstaates São Paulo erbaut. So geschmackvoll und verschwiegen dieser Garten hinter einem falschen einstöckigen Haus in Paraíso auch sein mochte, er erinnerte mich nur an den Miniatur-Fudschijama aus Beton am Eingang des Museums über die japanische Einwanderung in Bastos. Es war ein schreckliches Gefühl, nicht zu dieser Welt zu gehören, aber auch keine, weder konkrete noch illusorische, Möglichkeiten mehr zu haben, sich ihr zu entziehen. Die gleiche Trostlosigkeit, wie ich sie in manchen Hochhäusern von São Paulo wiedererkannte. Eine verschandelte Phantasiemodernität, die Gestalt gewordene Ohnmacht, sich an einem anderen Ort sehen zu wollen, aber nicht mehr zu wissen, wie man dorthin gelangt. Eine Rückkehr in die kindliche Phantasiewelt als Albtraum. Im Hintergrund, von Pinien umgeben und von weiteren Bambusbüschen beschützt, stand ein japanisches Holzhaus mit grauen Dachschindeln, auf Pfählen erbaut, so dass sich das Haus einen halben Meter über dem Erdboden erhob. Eine dicke Frau erwartete mich auf der Veranda. Wer immer dieses Unding gebaut hatte, er hatte den Geist der Stadt genauestens erfasst. Die Bewohner waren vollkommen in Sicherheit vor jeder Gewalt, lebten isoliert hinter der Pseudofassade eines einstöckigen Hauses, als wohnten sie in einem alten Haus in Kioto. Die Restaurantbesitzerin erzählte mir später, dort hätten früher Arbeiterreihenhäuschen gestanden. Sie hatte die fünf Reihenhäuser abreißen lassen und an ihrer Stelle nach dem Vorbild eines Besitzes, den sie in Japan gekannt hatte, das mit Holz verkleidete Haus bauen und den japanischen Garten anlegen lassen, nur kleiner. Die Fassade des Hauses am Eingang war entgegen meiner Vermutung auch auf ihre Veranlassung gebaut worden, und zwar dort, wo sich früher der Zugang zur Häusereihe und die Einfahrt für die Autos befunden hatte.

»Ein Mann, der sich in seinen Worten nicht zügeln kann, ist kein Schriftsteller.«

Ich hatte mit der alten Japanerin einen Pakt geschlossen. Das war überhaupt nicht komisch. Ich war der Schriftsteller. Sie war bereit. Sie musste mir ihre Geschichte erzählen, bevor sie starb.

…

Die dicke Frau, die mich auf der Veranda empfing, hatte nichts von einer Japanerin. Sie forderte mich auf, die Schuhe auszuziehen, bevor ich den mit Reisstrohmatten ausgelegten Raum betrat, der sich über die gesamte Länge des Hauses erstreckte, an einem Ende begrenzt durch eine schmale Veranda zum Garten hin und am anderen durch eine Glaswand mit Blick auf weitere Bambusbüsche. In der Raummitte stand ein niedriger, schwarz lackierter Tisch, davor auf jeder Seite ein quadratisches Kissen auf den Reisstrohmatten. Die Frau bat mich zu warten und verschwand hinter einer Schiebetür, einer Wandverkleidung aus Holz und Papier. Wie bei allem, was die Restaurantbesitzerin betraf, musste es noch etwas geben, das gegen den Strich lief, etwas Karikaturhaftes, ein Stück, das nicht zum Rest passte, so wie die Schriftzeichen auf ihrem Armband. Und nach so etwas suchend sah ich mich in dem Raum um, weil ich nicht begreifen

wollte, dass das ganze Haus ja schon die Karikatur war. Ich hatte gerade eine vom organisierten Verbrechen belagerte Stadt, die verstopften Straßen mit ihrem Lärm und ihrer Umweltverschmutzung hinter mir gelassen, und jetzt kam es mir vor, als wäre ich in die Provinz eines idyllischen Japan versetzt worden, das jedoch nach dem, was sie selbst mir dann erzählte, vermutlich gar nicht existierte. Kein Lärm war zu hören, nur hin und wieder rief ein Kind irgendwo in einem der benachbarten Hochhäuser. Es herrschte vollkommene Ruhe. In einer Wand befand sich in einer Nische ein kleiner Altar mit einem Foto, das anzusehen mir keine Zeit blieb (beim nächsten Mal war es nicht mehr da) und das mir vielleicht etwas hätte verraten können, desgleichen eine dunkle Holzschachtel und ein Topf mit einer weißen Orchidee. Die alte Japanerin betrat den Raum wie ein Gespenst. Sie glitt über den Holzfußboden, der vom hinteren Teil des Hauses in das Wohnzimmer führte. Sie setzte sich, die Beine seitwärts angewinkelt, mir gegenüber auf das viereckige Kissen und forderte mich ebenfalls zum Hinsetzen auf, indem sie mir mit beiden ausgestreckten Händen, als brächte sie mir ein großartiges Geschenk dar, meinen Platz anwies. Ich war gehemmt. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, ob das Ganze ernst zu nehmen war. Sie fragte, ob es schwierig gewesen sei, das Haus zu finden. Wir unterhielten uns ein wenig, sie erzählte, wie sie das Haus gebaut hatte. Dann bot sie mir Tee an. Fragte, ob ich bereit sei. Und ich spürte, wie der Spaß mir zur Last wurde. Die Verantwortung lag bei mir. Ich hatte mit der alten Japanerin einen Pakt geschlossen. Das war überhaupt nicht komisch. Ich war der Schriftsteller. Sie war bereit. Sie musste mir ihre Geschichte erzählen, bevor sie starb.

…

Juli 2009

Bernardo Carvalho
wurde 1960 in Rio de Janeiro geboren.
Seine Werke sind in zehn Sprachen übersetzt. Carvalho wurde mit den renommiertesten Literaturpreisen Brasiliens ausgezeichnet.
Bei Luchterhand erschienen die Romane
»Neun Nächte« (2006) und »Mongólia« (2007).

»Carvalho vereint seinen kosmopolitischen Geist mit einer wunderbaren Sprache – beunruhigend, absolut modern, elegant und sehr wirkungsvoll.«
Le Figaro

Bernardo Carvalho · In São Paulo geht die Sonne unter
Roman · ca. 182 Seiten · geb. mit SU, 13,5 x 21,5 cm
(Original: O sol se põe em São Paulo, Companhia das Lettras, São Paulo 2007)
Deutsch von Karin von Schweder-Schreiner
ca. € 17,95 [D] / € 18,50 [A] / sFr 31,90*
ISBN 978-3-630-87280-3 © Luchterhand Literaturverlag 2008

Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?
Schreiben Sie uns bitte auf der Umschlagseite Ihre Meinung.

Marcel Möring
»Der nächtige Ort«

I. KAPITEL

Kurz vor Mittag stiehlt er ein Fahrrad, das hinter einer Scheune steht, und ohne sich nach den schreienden Knechten umzusehen, die auf dem Feld arbeiten, tritt er in die Pedale, den Kanal entlang, Richtung Stadt.

Er fährt.

Er fährt den langen, geraden Kanal entlang, seine einzige Erinnerung an die Jahre als Maulwurf im Loch schlägt ihm in der Jackentasche ans Bein.

Er fährt. Zum ersten Mal seit drei Jahren fährt er Rad, und der Wind weht ihm durch die verfilzten Locken, und seine Augen tränen, und seine Beine tun weh, und er fährt, und er fährt, und er fährt.

© Autorenfoto: Harry Cock © Hintergrund: iStock

Und als er sich nach einer halben Stunde der Stadt nähert, bremst er, um sich nur noch einmal umzusehen, und das Sonnenlicht, sanftgelbweitweg, Balsam für die harten Linien der Landschaft, flutet ihm übers Gesicht und in die Augen und durch das Haar, und in der Ferne, wo das dunkle Wasser des langen Kanals am Horizont verschwindet und die Straße und das Häuserband erst blau werden und dann grau und dann verschwimmen, dort, wo er drei Jahre lang wie ein Maulwurf in einem Loch im Moor gelebt hat, wie ein Wurm in der Erde, und drei Jahre lang Erde, Moor, Torf, braunes Wasser, seine gottvergessene Seele gerochen hat, da ragt der hohe Himmel auf wie eine Mauer von sommerlichem Blau, ein Klischee von Glück und Erfolg und schönen Erinnerungen andamalsalswirnochganzjungwarenunddieweltgut, und ihm kommt die Galle hoch, eine Bitterkeit steigt auf, und zu seiner Überraschung muss er sich zur Seite beugen, um eine silbrige Schliere aus seinem leeren Magen zu kotzen, genau neben die mit Schnur zugebundenen Schuhe, ein glitzernder Salamander im Staub der Straße.

Nie wieder.

In der Stadt fährt er durch ein Netz erstaunter Blicke. Fahnen hängen aus den Fenstern, orangefarbene Wimpel wedeln im milden Frühlingslüftchen, irgendwo flappt ein halb abgerissener Anschlag an einer Mauer.

Das Haus und der Laden kommen in Sicht, und es wird still um ihn. Es ist, als würde die Luft weggesogen.
Die Bäume hören auf zu rauschen, und die Holzreifen seines Fahrrads rattern nicht mehr über das Kopfsteinpflaster. Nichts bewegt sich mehr.
Als würde er durch einen Guckkasten fahren.
Und dann sieht er es.
Dort, wo früher auf einem rotbraunen Holzschild über beiden Schaufenstern mit dem ostentativen Stolz desjenigen, der lange gekämpft und schließlich gesiegt hat, in pseudomittelalterlichen Lettern, die eine Arriviertheit vortäuschten, die es nicht gab, dort, wo einst sein Name und der seines Bruders, seines Vaters und seiner Mutter gestanden hat, »Abraham Noach Schuhe«, brabbelt jetzt fast unleserlich gotisch: »Völkische Buchhandlung Hilbrandts«.

Er steht über der Stange seines Fahrrads, das nicht sein Fahrrad ist, und schaut auf das rote Schild mit den schwarzen Buchstaben. Mit offenem Mund.
Völkischegottverdammtebuchhandlung?
Auf dem braunen Samt in der Auslage keine Knabenstiefel aus Juchtenleder, glänzende Oxfords, solide Brogues oder elegante Pumps, sondern eine Zeitschrift, die »De Schouw« heißt, ein Blättchen mit Eselsohren und einem Umschlag, auf dem in hartem Schwarzweiß die unbeugsame Kinnlade eines germanischen Musterarbeiters glänzt. Daneben ein Buch, das den unwirklichen Titel »Mutter, erzähl mal was von Adolf Hitler!« trägt, und ein paar tote Fliegen, die an der Schaufensterscheibe liegen.

Das Geschäft seines Vaters, das sein Großvater gegründet hatte, damals nur die Hälfte des Hauses, ein schäbiger kleiner Laden, in dem arme Leute ihre armen Schuhe von einem armen Schuhmacher flicken ließen, eine dunkle Werkstatt, in der alle Wände mit Regalbrettern bedeckt waren, vollgestellt mit Schuhen, Stiefeln, hier und da sogar einer Holzpantine, die mit einem Metallband beschlagen werden musste. Hinter der sattbraunen Ladentheke hatte sein Großvater auf einem Dreibein geklopft, gehämmert, geschnitten, genäht und gefeilt. Da stand eine Steppmaschine, die mit einem Fußpedal angetrieben wurde, irgendwann 1915 oder 16 erstanden und eine so große Anschaffung, dass sie jeden Abend blitzblank geputzt werden musste, bis das Messing blinkte und das schwarzlackierte Gusseisen schimmerte wie ein neuer Ofen. Oh, wenn er jetzt die Augen schlösse, dann würde er das schwere Schwungrad der Maschine surren hören, und der klebrige Geruch des Leimtopfs auf dem Ofen erwachte in seinem Hinterkopf zum Leben. Gerade und krumme Messer, über einem Stock hängende Pechdrähte, Leisten, Pfrieme, abgerundete, stumpfe und spitze Hämmer, Ochsenhaut, um Sohlen zu machen, duftende Stapel von Kalbs-, Pferde- und Ziegenhäuten für das Oberleder, krumme Nadeln, gerade Nadeln, runde, dreieckige, dicke, dünne, kurze und lange Nadeln, Anilin und Bienenwachs, Talg und Creme, fettige Schafswolle, Flanelllappen, Pferdehaarbürsten, eiserne Schaber.
Und die Stimme seines Großvaters, der leise, am Faden zwischen seinen Zähnen vorbei, ein Lied sang: »Az der rebbe Elimelech is g'vor'n seer freilach …«
Eine gottverdammte völkische …
Er steht in der unvorstellbaren Stille der schummrigen Buchhandlung, wo sich hinter dem Geruch von Papier und Leinen eine schwache olfaktorische Erinnerung an Schuhe verbirgt und das Bimmeln der Ladenglocke noch nachhallt, und betrachtet, was eine List des Lichts zu sein scheint, aber doch tatsächlich eine Buchhandlung ist. Schritte ertönen auf dem dunklen Flur zwischen der Wohnung und dem Laden, und aus dem Schatten tritt ein mürrisch dreinschauender Mann in Weste und Hemdsärmeln.
»Wir haben zu.«
Jakob Noach starrt dem Mann ins Gesicht mit einem Blick, der nur leer genannt werden kann: keine Spur von Reaktion, keine Emotion, kein Ausdruck, Augen, leer wie die Schöpfung, bevor der Allmächtige die Ärmel aufkrempelte und etwas daraus machte.
Stille hängt zwischen ihnen, eine gazeschleierartige Stille, die den Raum dicht und diffus macht und ihm etwas in Erinnerung ruft, das er nicht kennt. Seine Gedanken reisen durch die Landschaft seiner Vergangenheit.

Er steht in der unvorstellbaren Stille der schummrigen Buchhandlung, wo sich hinter dem Geruch von Papier und Leinen eine schwache olfaktorische Erinnerung an Schuhe verbirgt und das Bimmeln der Ladenglocke noch nachhallt.

Wie scharf alles ist … das Licht, das durch die staubigen Fenster fällt, über die Theke streicht und einen seidenweichen Glanz auf das von Gebrauch und Zeit gerundete Holz legt … wie scharf gezeichnet die Fächer in den Schränken an den Wänden, in denen früher Schuhkartons standen, vom Fußboden bis zur Decke, von einer Wand zur anderen, ein Mosaik aus weißen, rosa, schwarzen, grünen, roten, braunen, blauen, malvenfarbenen und grauen Rechtecken.
»Wir haben …«
»Raus. Aus. Meinem. Geschäft.«
Der Mann kneift die Augen zusammen und sieht ihn an, als habe man

ihn in einer Sprache angesprochen, die keinerlei Verwandtschaft mit den ihm bekannten Sprachen aufweist.
»RAUS.«
Er spricht, so weit er weiß, laut, doch was aus seiner Kehle kommt, ist ein ersticktes Ächzen, das kaum verständlich erscheint.
»Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber das hier ist mein Geschäft, und …«
Jakob Noach, in der Blüte seines Lebens, klein zwar und nach den Jahren in seinem Loch im Moor unübersehbar bleich und mager, so mager, wie er es für den Rest seines Lebens eindeutig nie mehr sein wird, richtet sich auf wie ein Bär, der beim Fressen gestört wurde. Seine Brust schwillt an wie ein Blasebalg, und obwohl es zweifellos nicht so ist, scheinen sich seine Haare zu sträuben. Seine Schultern heben sich, seine kleinen, fast weiblichen Hände entfalten sich zu gewaltigen Pranken, und seine Füße fühlen sich plötzlich so fest mit der Erde verbunden, dass ihn wahrscheinlich nicht einmal eine Windhose vom Fleck bekäme.
»Jakob Noach!«, brüllt er. »Sohn von Abraham Noach! Sohn von Rosa Deutscher! Bruder von Heijman Noach! Dies Geschäft ist das Geschäft meines Vaters! RAUS!«
Der Mann betrachtet ihn durch zusammengekniffene Augen und bewegt sich kaum merklich rückwärts.

Sie stehen sich gegenüber, angezogen von ihrer beiderseitigen Abneigung, abgestoßen durch eine Neugier, die sie beide anekelt. Über ihre Gesichter und durch ihre Körper züngeln winzige Muskelkontraktionen. Jakob Noachs Unterkiefer zuckt, und Völkische Buchhandlung Hilbrandts' Rachenmuskeln beben, Jakob Noachs Zwerchfell verhärtet sich, und Völkische Buchhandlung Hilbrandts' Oberschenkel zittern, Jakob Noachs Magen krampft und Völkische Buchhandlung Hilbrandts' Schultern krümmen sich.
»Das ist mein Geschäft«, sagt der andere Mann. »Ich weiß nichts von früheren Mietern. Ich habe immer pünktlich bezahlt.«
Jakob Noach spürt, wie ihm das Blut im Halse pocht. Er dreht sich ruckartig um und krallt die Hand um die Türklinke.
Im vollen Licht der Mittagssonne blinzelt er in die Helle der Welt. Zwei Frauen gehen vorbei, die ihn nicht erkennen.
Völkischegottverdammtebuchhandlung.
Er fährt und er fährt und er fährt und er fährt.
Er fährt über den Gedempte Singel, nach rechts über die Brinkstraat, nach links auf den Brink, wo er das Fahrrad an die Mauer des Rathauses knallt und hineinstürmt.
»Wer sind Sie?«, fragt der Beamte, den

> Der Mann richtet sich auf, setzt eine Miene auf, die er zweifellos für offiziell und repräsentativ hält, und sagt in gemessenem Ton: »Die Behörde ist keine Person.«

er, nach fünf anderen unerschütterlichen Beamten, endlich zu sprechen bekommt.
Er nennt seinen Namen. Er nennt den Namen seines Vaters. Er würde, wenn sie noch in seinem Besitz wären, sein Pockenimpfzeugnis und seinen Personalausweis vorzeigen.
Der Beamte erhebt sich, geht zu der Archivschrankreihe hinter sich, zieht eine Schublade auf und lässt seine Finger über die Mappen laufen, während er, sich mit kaum hörbaren Bemerkungen unterbrechend (»Nein, der nicht. Mi, Mij, Mo, Mu. Da haben wir ihn«), ein munteres Liedchen summt. Er steckt die Nase in eine Mappe (»Jajajaja. Summsumm«) und geht mit der Mappe zu einer anderen Schrankreihe, wo der Quatsch von vorn beginnt (»Marktmarktmarkt, nein, da«) und schließlich ein dickes Bündel mit Karten, Bauzeichnungen und einzelnen Blättern zum Vorschein kommt.
»Hier hab ich's schon. Nein, das Haus ist seit dem 13. November 1942 an Hilbrandts, G. vermietet. Stand leer, sehe ich. Tja.«
»Es ist mein Haus.«
»Ach nein, das glaube ich nicht. Es hat einem gewissen Noach A. gehört, sehe ich hier, und Sie sind doch Noach J., meine ich mich zu erinnern. Dann brauchen wir also Herrn Noach A.«
Der Holzfußboden der Abteilung Bau- und Wohnungsaufsicht glänzt genauso sanft und braun wie die Theke im Laden. Hinter den Fenstern liegt die sonnenbeschienene Stadt, in der Menschen auf der Straße gehen und Wimpel an Häusern hängen. Das Grün, dick und schwer an den Bäumen, verspricht einen schönen Sommer.
»Es war Krieg«, sagt er.
»Ja«, sagt der Beamte in einem Ton, als sei er längst in einer seiner Akten darauf gestoßen: Zweiter Weltkrieg, 10. Mai 1940 – 5. Mai 1945.
»Ich weiß nicht, wo mein Vater ist. Ich weiß nicht, wo meine Eltern sind. Wir waren untergetaucht. Abtransportiert.«
Der Beamte wirft ihm einen vertrauensgesättigten Blick zu. »Dann heißt es abwarten, bis die Angelegenheit verwaltungsmäßig geklärt ist, aber ich kann Ihnen versichern, es kommt alles in Ordnung.«
»Ein gottverdammter NSBler sitzt in dem Haus! Das Geschäft meines Vaters … Ich wohne dort. Wir … Unser Leben. Unsere Sachen.«
Er findet nicht die richtigen Worte, und das ärgert ihn.
»Dafür bin ich nicht zuständig. Das Anwesen wurde von der damaligen Behörde vermietet an …« Er blickt in

die Akte. »Hilbrandts, G.«
»Von wem?«
»Was meinen …«
»Unter welchem Beamten?«
Der Mann richtet sich auf, setzt eine Miene auf, die er zweifellos für offiziell und repräsentativ hält, und sagt in gemessenem Ton: »Die Behörde ist keine Person.«
»Sie …«
»Ich rate Ihnen, Einspruch gegen die Vermietung zu erheben oder einen Antrag auf Rückgabe Ihres vermeintlichen Eigentums zu stellen. Dafür ist die Unterschrift des rechtmäßigen Eigentümers … Noach, A. … erforderlich. Das ist alles. Ich habe noch mehr zu tun. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden.«
Und keine fünfzehn Minuten später, nachdem er von zwei stämmigen, zu Amtsgehilfen umgeschulten Bauernknechten hinausgeworfen worden ist, die mit so einem mageren kleinen Jid überhaupt keine Mühe haben, springt er auf das Fahrrad, das nicht sein Fahrrad ist, und fährt und fährt und fährt und fährt, und während er fährt und das Herz ihm zwischen den Ohren schlägt und das Blut hinter seine Augen presst, kehrt das Bild vom Laden zurück, wie dieser aussah, als er mitten im zweiten Kriegsjahr weißderhimmelwie aus Amsterdam zurückkam in dieses gottvergessene Scheißkaff, weil er vor Sorge um seine Eltern nicht mehr schlafen konnte, und vom Bahnhof zum Platz ging, den ganzen Körper über den Stern an seinem Mantel gekrümmt, und dort am Platz zugenagelte Fenster vorfand und eine Tür, die nicht abgeschlossen war, und drinnen, wo Schuhe und Kartons und eine unvorstellbare Menge an Papieren auf dem Fußboden verstreut lagen und still der Geruch von alter Luft hing, dort, nachdem er nach oben gegangen war, durch die leeren Räume und wieder nach unten, in den halb ausgeplünderten Laden, und auf einem Stuhl saß, den er erst hatte aufheben und hinstellen müssen, da wurde ihm klar, dass seine Eltern und sein Bruder nicht mehr da waren, und es war dunkel geworden hinter den Fenstern, die zum Platz hinausgingen, die Dächer scharfgezeichnete winklige Ränder vor dem zerreißenden blauen Himmel, ein später Vogel, der über die gleichförmige Fläche des Firmaments schoss, und auf seinem Stuhl, einem Esszimmerstuhl mit gerader Lehne und besticktem Sitzpolster, hatte er sein Gesicht in den Händen vergraben und …
Die Ladentür ist jetzt geschlossen, aber in ihm gibt es kein Zögern mehr, er hebt das rechte Bein, tritt mit dem Fuß unter das Schloss, und während die Tür noch im Begriff ist aufzufliegen, fliegt er selbst hinein.
»Was …«
Er zieht sein einziges Souvenir an diesen ganzen verdammten Scheißkrieg aus seiner Jackentasche, erstaunt über das Gewicht des schwarzen Metalls in seiner Hand, und drückt den Pistolenlauf an die Schläfe von VölkischeBuchhandlungHilbrandts, während er ihn an seinem dünnen Schlips packt und den fahlen Mäusekopf des fassungslosen Mittelständlers dicht zu sich heranzieht.
»Du«, sagt er und keucht wie ein Gott, der gerade eine Schöpfung gebärt. »Weg.«
Und, plötzlich fließend, aber immer noch heiser: »Sonst baller ich dir ein Loch in deinen NSB-Schädel, VölkischeBuchhandlungHilbrandts.«
Er lässt den Mann los und stößt ihn zurück, so dass dieser mit dem Rücken gegen ein Bücherregal kracht.
Nun herrscht große Stille, die Stille-nach-sehr-viel-Lärm, die Art von Stille, in der die Erinnerung an vorige Geräusche noch nachrauscht.
Der Mann am Bücherregal verdreht die Augen, ein dünner Speichelstrahl läuft ihm aus dem rechten Mundwinkel, und sein Kopf schwankt leicht hin und her, während er auf den Pistolenlauf blickt, der vor seinem Gesicht schwebt. Jakob Noachs Blick ist auf ihn geheftet, als wäre sein Blick ein Teil der Gestalt des anderen, als wäre er … dieser andere … wäre er … er der … und plötzlich spürt er, wie aus seiner Brust eine brennende Art von … was …? Mit-mensch-lich-keit … hochkommt, eine brennende Art von Mitmenschlichkeit spürt er in sich aufsteigen, ein schmerzliches Mitgefühl, eine plötzliche Vertauschung der Identitäten, wobei er der andere ist und der andere er und er in einem winzigen Augenblick mit unumstößlicher Gewissheit weiß, dass dieser andere das nie so empfinden wird oder je empfunden hat, und während er dieses ungereimte Gefühl zu begreifen versucht (warum er … so ein …), gleitet sein Blick abwärts zum Schritt des Völkischen Buchhändlers.
Ein dunkler Fleck breitet sich träge in Höhe des Geschlechts von VölkischeBuchhandlungHilbrandts aus.

Nun herrscht große Stille,
die Stille-nach-sehr-viel-Lärm,
die Art von Stille,
in der die Erinnerung an vorige
Geräusche noch nachrauscht.

Jakob Noach lässt sein Kriegssouvenir sinken, schüttelt den Kopf und wendet den Blick ab.
Zu sagen, die Türglocke des Ladens klinge minutenlang im leeren Raum nach, in dem die Wände mit völkischen Büchern schweigsam aufragen und ein Plakat mit dem Bildnis eines teutonischen Heldenkopfs auf ihn herabblickt, ist ein Euphemismus. Jahre dauert es, viele Jahre, Jahrzehnte. Er wird es noch hören, wenn er die Tochter des Bauern geheiratet hat, auf dessen ausgedehntem Land er im Moor gehaust hat. Er hört es noch, als er diese Bauerntochter wieder verlässt und sich, die sechziger Jahre nähern sich dem Ende, und in der kleinen Stadt hält die moderne Welt gerade erst Einzug, als er sich durch diese Trennung, die keine Scheidung ist (denn er verlässt sie, lässt sich aber nicht offiziell von ihr scheiden), als er sich durch diese Trennung außerhalb des Kreises der Stadthonoratioren stellt. Die Glocke klingelt nach, als er den Laden um das Doppelte vergrößert und das später noch einmal tut und schließlich in das beste Geschäft für feine Damenwäsche in der ganzen gottvergessenen Provinz umwandelt, wo man bis dahin in gestrickten Unterhosen und gräulichen Schlüpfern herumlief. Die Glocke klingelt nachts, wenn er aus einsamem, schwarzem Schlaf erwacht, den Namen seines Bruders auf den Lippen, als seine Kinder geboren werden, aufwachsen und aus dem Haus gehen. Sogar als er an jenem Freitag, dem 27. Juni, in seinem Auto sitzt, die tiefer sinkende Sonne scheint über die Baumwipfel auf seine Windschutzscheibe, sogar da klingelt die Glocke noch. Während des gesamten Rests seines gesamten weiteren Lebens, während der Höhepunkte und ebenso vieler Tiefpunkte, als er eines Abends allein im Geschäft sitzt und auf die Wände mit Büstenhaltern und Korsetts und Unterkleidern und Hüfthaltern blickt und der Plan in ihm aufkommt, der das gesamte Zentrum dieses verfluchten Kaffs verändern wird (wodurch er den Ruhm ernten wird, den er erwartet, und danach die Schmähung, die er ebenso sehr erwartet), als er eines Nachts mit dem Küster der orthodox-kalvinistischen Kirche über den Dachboden dessen geht, was einst die Synagoge war und jetzt eine orthodox-kalvinistische Kirche, und da in einem Müllsack das verschollene Archiv der jüdischen Gemeinde findet und all die Namen und all die Gesichter wieder vor sich sieht – der muffige Geruch von altem Papier, aus dem der Staub von vor einem halben Jahrhundert aufsteigt, der Staub, der sie berührt hat –, und als man ihm die Mitgliedschaft im Geschäftsinhaberclub verwehrt, weil er nicht bei seiner Frau lebt, genauso wie seinem Vater die Mitgliedschaft im Geschäftsinhaberclub verwehrt wurde, weil er kein Christ war, für den gesamten Rest seines Lebens nach diesem einen Tag in dem leeren Laden wird diese Glocke weiterbimmeln.

> Zu sagen,
> die Türglocke des Ladens klinge
> minutenlang im leeren
> Raum nach, (...) ist ein Euphemismus.
> Jahre dauert es, viele Jahre,
> Jahrzehnte.

...

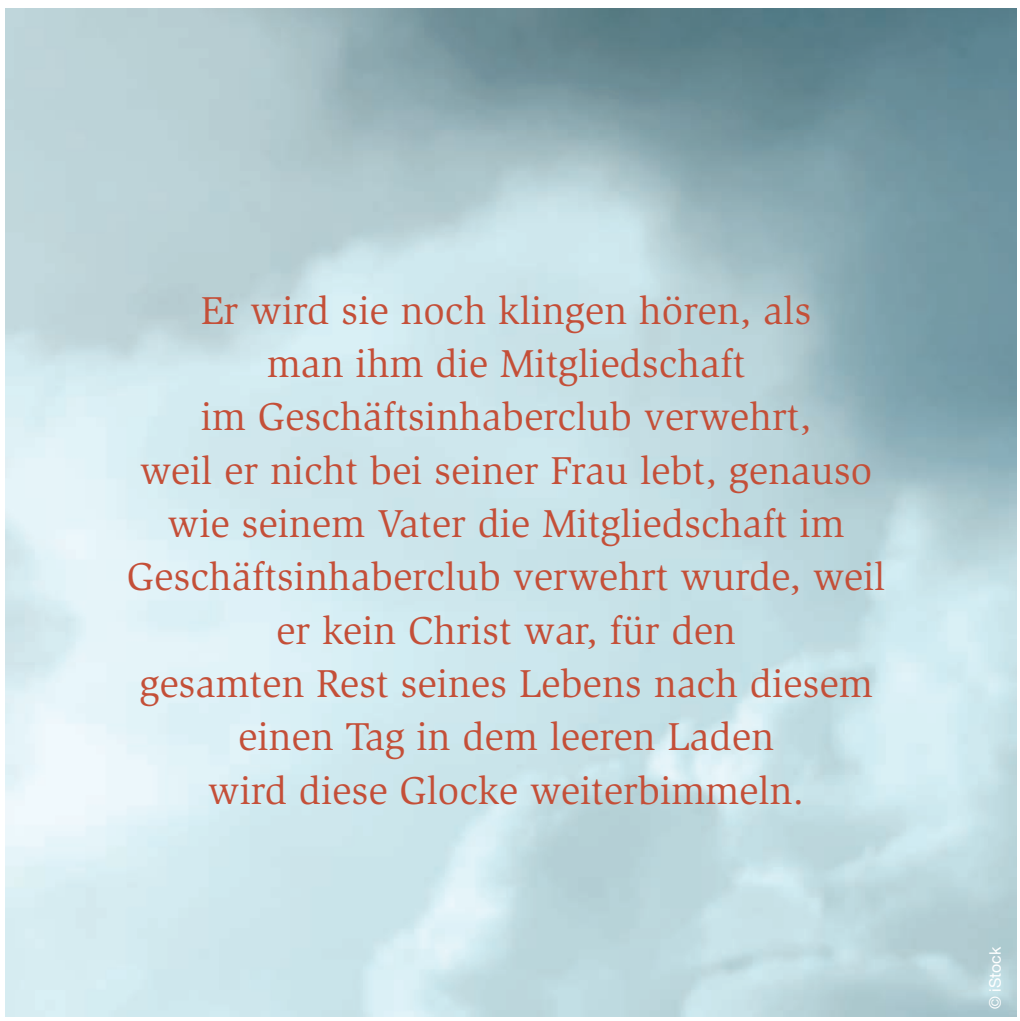
Der höchste Punkt weit und breit, eine Erhebung aus Sand in einem Ring aus Sumpfgebieten, ein trockenes Plateau, das eine Insel ist im saugenden Moor, in dem vor langer Zeit die violettbraunen Leichen der Prinzessin von Yde (die keine Prinzessin war) und des Ehepaars von Weerdinge (kein Ehepaar, sondern zwei in zärtlicher Umarmung ruhende Eisenzeitmänner mit durchbohrter Brust) gefunden worden sind, wo die zu Leder und Gewebeschnipseln eingetrockneten Moorleichen einst ausgegraben wurden und wahrscheinlich noch viele andere liegen, inklusive eines Bischofs, der dachte, er würde hier mal eben Ordnung schaffen.
Ein umgedrehter Suppenteller, wie ein Geograph es mal anschaulich ausgedrückt hat.
Keine »Ewig singenden Wälder«.
Keine »Schroffen Kreidefelsen«.
Kein »Raues Massiv« oder »Leeres Viertel«.
Ein Suppenteller.
Dort befinden wir uns. Dort verbringen die Kinder dieser Stadt ihre Jugend: auf dem landschaftlichen Äquivalent zu einem Stück Tafelgeschirr, in einem aus den Nähten geplatzten Dorf auf dem höchsten Teil eines sandigen Rückens, das sich mangels monumentaler Schönheit, aufregender Geschichte oder faszinierender Natur als »Stadt im Grünen« anpreist, obwohl »Grün in der Stadt« zutreffender wäre, denn auch wenn der Ort, an dem wir uns befinden, tatsächlich prachtvoll gelegen ist inmitten ausgedehnter Heideflächen, endlosem Moor und, ja, immergrünen Wäldern, ist es vor allem das Grün in der Stadt, das etwas Besonderes darstellt. Es ist möglicherweise die einzige

Stadt im Land, in der ein ganzer Wald inmitten des bebauten Gebiets liegt. Und nicht nur ein kleiner Park. Kein armseliges Häufchen Bäume als Überbleibsel eines einst großen und mächtigen Forsts. Nein, ein richtiger Wald mit uralten Eichen, vier Friedhöfen, zwei Teichen, einem Streichelzoo, in dem die Enten ständig zu vögeln scheinen, einem verfallenen Freilichttheater, einem kleinen Bach, drei Fußballvereinen, einer Eisbahn und einem Schwimmbad, einem Reitstall und natürlich dem Platz, an dem Frederik Rooster inmitten von in die Höhe schießendem Gras und dürren Brombeertentakeln einst genug Marihuana anbaute, um die gesamte minderjährige Bevölkerung des Städtchens eine Woche lang dahindämmern zu lassen.

Wären wir ein Bussard und schwebten über alldem, über dem Wald, über den vielen, vielen Menschen, die sich an diesem Abend in der Stadt befinden, mit stillgehaltenen Flügeln, die Stellung nur dann und wann im Luftstrom korrigierend, den kantigen Kopf nach unten gerichtet, von links nach rechts drehend und wieder nach links und nach unten, dann sähen wir in der tiefen Mulde des Sichtfelds ein funkelndes Tier mit dampfenden Flanken sich durch eine Allee kämpfen, die aus dieser Höhe nicht mehr ist als eine Furche im wolkigen Grün. Doch bevor wir die Züge des sich windenden Tiers richtig erkennen können, trägt die Thermik uns höher, die Tiefe wird tiefer, die Weite noch weiter, und unter uns, im Süden und Westen eingefasst von den grauen Asphaltbändern und im Norden vom geraden schwarzen Strich des Kanals (topographische Karte 12 D, auf der die Stadt in der Biegung zweier Schnellverkehrsstraßen liegt und wie eine wohlgeformte Titte in der Landschaft zu hängen scheint), sehen wir jetzt das Alpha und Omega: den jüdischen Friedhof am äußersten Rand, den Betonberg der Ölgesellschaft, die grüne Stickerei des Stadtwalds, der an der Ringstraße beginnt und mit seinem rätselhaften Filigran aus Wegen und freien Flächen bis in die Stadtmitte reicht, westlich davon die Eisbahn, die Fußballplätze, und östlich, an der schönsten Straße der Stadt, den großen Friedhof; und dann, wenn wir uns mit dem rechten Flügel auf den Luftstrom lehnen, die Ringstraße unter den flatternden Federfingern, sehen wir die Irrenhäuser, wie sie im Volksmund heißen, zu beiden Seiten der Straße gelegen, Licht und Kraft, Port Natal (hoffnungsvolle, einlullende, trügerische Namen), sie schlummern faul im beruhigenden Grün und beunruhigend nahe an der Eisenbahn, die hier die Ringstraße begleitet und das Herz der Stadt so effektiv vom Rest trennt, dass es anstatt einer Stadt beziehungsweise eines Städtchens genauso gut zwei Dörfer sein könnten.

Die Grünkohlköpfe der Bäume gleiten unter uns hindurch.

> Die Glocke klingelt nachts, wenn er aus einsamem, schwarzem Schlaf erwacht, den Namen seines Bruders auf den Lippen, als seine Kinder geboren werden, aufwachsen und aus dem Haus gehen.



Das Zentrum, die Verästelung der Straßen: Nieuwe Huizen, Brink, Torenlaan, Dr. Nassaulaan. Hoofdlaan.
Eine gerade Linie vom alten Provinzverwaltungshaus (Anno 1885, heute Provinzmuseum) zum neuen (1973, ein schönes Beispiel des Schaffens von Professor Marius Duintjer).
Am Ende dieser geraden Linie: die träge graue Biegung der Ringstraße, die die Stadt zu drei Vierteln umschließt.
Ein umgedrehter Suppenteller, zwischen Bäumen und Feldern.
1980, 27. Juni, sechs Uhr nachmittags, Freitag. Das ist der Tag.
Der Nieselregen hat aufgehört (aber es wird nicht lange trocken bleiben), und die Sonne lässt sich wieder über den Baumwipfeln des Assener Waldes blicken.
Es ist der Abend vor den TT-Races, wenn das Städtchen mit seinen kaum mehr als vierzigtausend Einwohnern drei-, nein, vier-, vielleicht sogar fünfmal so viele Seelen zählt. Auf den festlich erleuchteten Straßen (hier und da sind bereits Lichterketten eingeschaltet worden, obwohl es noch lange nicht dunkel ist, und hier und da verstrahlen Scheinwerfer ihren kalten Schein) brüllen Motorräder und ziehen lange Reihen lederbekleideter Festbesucher vom mechanischen Bullen zum Trial, von den Kart-Rennen zu den Musikbühnen, von den Bierzelten zu den Würstchenbuden, zum Striptease und zur Kirmes, zum Film und zu den kalten Straßencafés. Der Himmel ist graublau mit schmutzigweißen Wolkenflecken und -fetzen und hier und da einer Lücke. In den Häusern sind die Lichter angegangen, in der Gymnasiumstraat werden auf einem kleinen Innenhof Girlanden und Lampen aufgehängt, zwei Männer decken einen Tisch (einer von ihnen hebt den Kopf), und aus dem offenen Küchenfenster ertönt das klimpernde Lachen einer Frau, und man hört das Klappern von Porzellan, einen Mixer, der rast, das Strömen von Wasser und viel weiter weg, am Rand des neuesten Neubauviertels der Stadt, nordwärts gelegen, wo ein sanftes Lüftchen über Brachland streicht, sagt ein Vater zu seinem kleinen Sohn: »Es ist immer Zeit genug, einen schönen Stein aufzuheben«, und er bückt sich und löst einen Ammoniten aus dem gelben aufgespülten Sand, und in einem schummrigroten kleinen Zelt auf der Kirmes, wo die Musik vom Octopus und den Autoscootern dumpf dröhnt, starrt Madame Zara auf das rotbunte Taschentuch, das über die Lampe vor ihr drapiert ist, während sie einem pensionierten Bewährungshelfer die Zukunft liest und daran denkt, dass ihre Tochter am nächsten Vormittag mit dem Zug um neun Uhr vierunddreißig ankommt, und in diesem Nachmittagslicht dreht der Wind, es ist jetzt ein Wind aus anderen Himmelsrichtungen, ein Wind, der anders riecht, der andere Geräusche mitbringt, der Wind, der Antonia d'Albero hierher geführt hat, den ganzen Weg aus Mailand, ihr Magen brennt von den vielen Bechern undefinierbarem Kaffee, die sie in ebenso undefinierbaren Raststätten getrunken hat, ihre Zunge ist verätzt vom Rauch zu vieler Marlboros, der Staub der zweitägigen Fahrt steckt tief in ihren Poren, der Staub der Via Mac Mahon, von Arisdorf, Raunheim und Apeldoorn, und der Abendwind weht durch die Koniferen um den Bungalow am Südrand der Stadt, zwischen einem Friedhof und den Gebäudekolossen der Erdölgesellschaft, wo Frau Kolpa, die früher Polak hieß, den Rücken zum Fenster, mit einem Arzt spricht, den sie nicht sieht, weil sie woanders hinschaut, auf etwas, was sich an einem nicht näher bestimmten Fleck hinter ihm befindet und in einer anderen Zeit, genauso wie er auf einen Fleck hinter ihr schaut, seit er mitten am Nachmittag der Antwort auf die Frage zu lauschen begann, wann das alles angefangen habe, und wie schon öfter, sogar meistens, brauchte er nur eine einzige Frage zu stellen, um die ganze Geschichte zu hören, die Geschichte, die sie in den vergangenen fünfunddreißig Jahren niemandem, weder ihrem Exmann noch ihrem Sohn, erzählt hat und die nun zu einem unaufhaltsamen Strom geworden ist, der jetzt, nach vielen Stunden, in dem Mantra versickert, das sie schon fünfunddreißig Jahre lang, nein, achtunddreißig Jahre denken lässt, dass es ein Freitag im Jahr 1942 ist, immer Freitag: Ja, ich erinnere mich an den Tag ich weiß noch was für ein Tag es war der zweite Oktober ein Freitag es war Nacht es war zwei Uhr es war Freitag. Es war der zweite Oktober nachts um zwei Uhr. Sie haben an die Tür geklopft.

Ja, ich erinnere mich an den Tag
ich weiß noch was für ein Tag es war der
zweite Oktober ein Freitag es
war Nacht es war zwei Uhr es war Freitag.
Es war der zweite Oktober nachts
um zwei Uhr.
Sie haben an die Tür geklopft.

Und obwohl es tatsächlich Freitag ist, ist es nicht der zweite Oktober und auch nicht Nacht. Es ist sechs Uhr, und über den Straßencafés am Platz vor dem Hotel de Jonge blinken die Lichterketten in dem lauen Lüftchen, das sich erhoben hat, und der Gesang aus Hunderten von Kehlen und in vielen Sprachen wankt und weicht nicht. Ah, Hotel de Jonge, keine hundert Meter von dem Ort entfernt, an dem im Jahr 1258 die Stadt geboren wurde und wo seit Jahr und Tag alle Welt zusammenkommt, der Ort, durch den jeder Faden im Gewebe der Stadt mindestens einmal hindurchläuft, wo an diesem Abend und in dieser Nacht die schwitzigen Leiber der Trinkenden dicht gedrängt stehen werden, der Ort, der an jedem anderen Tag des Jahres ein geschützter Hafen aus Eichenholztäfelung und schummrigem Lampenlicht ist, an dem einsame Männer Vergessen am warmen Busen des Barfräuleins Tine suchen (die allerdings genauso kess wie abweisend ist), wo der Zwanzigerclub sich trifft, eine Gesellschaft, die kein anderes Ziel hat als das, Nummer einundzwanzig abzulehnen, der Ort, an dem die Billardspieler montags abends spielen, die Jasser dienstags abends (und ihre Frauen mittwochs abends), die Rotarier sich einmal im Monat donnerstags abends treffen und in einem kleinen Saal hinter dem Lokal abwechselnd der Eishockeyclub, ein paar politische Parteien, die Zeitungsredaktion, der Geschäftsinhaberverein, die Humanisten, Anthroposophen, die Überzeugten Autofahrer und weiß der Himmel wer noch alles ein paar Stunden lang phantasieren, sie befänden sich hier, jetzt, am Nabel der Welt, in einem Wirbel von Tatkraft, Notwendigkeit und Bedeutsamkeit.

…

Werbeschwerpunkt · Juni 2009

Marcel Möring
wurde 1957 in Enschede geboren, wuchs in Assen auf und lebt in Rotterdam. Seine Werke wurden ausgezeichnet mit dem **Geertjan-Lubberhuizen-Preis**, dem **AKO-Literaturpreis**, der **Goldenen Eule** und dem **Flämischen Literaturpreis**. **»Der nächtige Ort« wurde 2007 mit dem Ferdinand-Bordewijk-Preis** zum besten niederländischen **Roman des Jahres** gekürt.

»Ein literarisches Meisterwerk.«
Algemeen Dagblad

»Der schönste und beste Roman, den ich in diesem Jahr gelesen habe. Der schönste, weil die Verzweiflung der Liebesuchenden in jedem Satz spürbar ist; der beste, weil Mörings Sprache die reine Verführung ist.«
De Groene Amsterdammer

Marcel Möring · Der nächtige Ort
Roman · ca. 580 Seiten · geb. mit SU, 13,5 x 21,5 cm
(Original: Dis, De Bezige Bij, Amsterdam 2006) · Deutsch von Helga van Beuningen
ca. € 24,95 [D] / € 25,70 [A] / sFr 43,90*
ISBN 978-3-630-87162-2 © Luchterhand Literaturverlag 2008

Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?
Schreiben Sie uns bitte auf der Umschlagseite Ihre Meinung.

Angelika Overath
»Flughafenfische«

I. Tobias

Es war einer jener langen, unbedeutenden Nachmittage, und es sollte der letzte seiner Art sein. Und auch als es später Nachmittag, wohl Abend geworden war in dieser Halle ohne Zeit und als die Nacht begann mit all den gleißend weißen und bunten Lichtern draußen vor dem Glas und als der Nebel zu einer Wand gewachsen war und die Rollfelder, die Start- und Landebahnen und die Flugzeuge einfach weggenommen hatte, selbst dann noch, als manche, wider jede Notwendigkeit, schon auf das Morgenlicht war-

© Isolde Ohlbaum

teten (warum sollte die Sonne denn nicht aufgehen über den silbernen Betonbändern und dem tintigen Gras?), da gehörte dies alles immer noch zu jenem langsamen Nachmittag, der damit begann, daß Tobias' Augen auf der Bauchhaut des Rochen lagen.

Er stand vor dem Aquarium. Der Rochen klebte flach mit ausgebreiteten Seitenflossen am Glas. Seine Unterseite war milchig weiß. Und Tobias spielte gerne mit diesem Blick, bei dem er sich selbst sah (nur ein wenig, nur als Schemen mit blassdunklen Gesichtszügen) und zugleich denken konnte, er sähe einen andern. Einen Mann, einen Fremden, der interessanter war als er, einen Reisenden im wehenden Staubmantel vielleicht und mit Hut, einen, den er gerne kennen lernen würde.

Manchmal kam er dann einen Schritt näher und starrte in die zwei dunklen Öffnungen über dem Mund des Tieres, die so aussahen, als könne der Rochen mit ihnen sehen.

Ein Gespenst, kreischte es, schau, ein Gespenst!

Er drehte sich weg. (Wenn der Rochen so dahing, kreischte immer irgendein Kind.)

Ein Mädchen in rosageringelter Filzweste streckte jetzt seinen Zeigefinger gegen die dicke Scheibe und zog ihn schnell, in erschrockener Lust, wieder zurück. Nun sah es sich um, als suche es nach einem Echo seiner Begeisterung. Der Rochen klebte weiter an der Scheibe. Sein winziger schwarzer Mund stand offen wie ein Lächeln. Seine Nasenlöcher gaben ihm ein täuschendes Angesicht. Mit den flachen Flossen bot er sich an wie ein Gekreuzigter.

Tobias sagte nichts.

Das Mädchen wippte vor dem Glas. Es trug einen kurzen, dunkelblauen Faltenrock, der sein Hüpfen optisch verstärkte.

Wie eine beschleunigte Qualle, dachte Tobias.

Ein Rochen, sagte müde ein Mann und legte dem Kind von hinten die Hand auf die Schulter, das ist ein Rochen. Von unten gesehen. Schau, das da ist der Mund, und da, die zwei Öffnungen, die Kiemen.

Auch falsch, dachte Tobias. Die Kiemen liegen tiefer.

Seefahrer hatten einst Rochen mitgebracht, kleine getrocknete Rochen, und auf den Märkten als Wasserfrauen verkauft. Nur ein wenig zurechtgeschnitten, da und dort etwas abgebunden, und schon hatten diese Tiere weibliche Körper, etwas Engelhaftes auch. Geigenrochen, dachte Tobias, bewiesen die Existenz von Nixen.

Ein Gespenst, schrie das Kind, mit Gespensteraugen! Schau doch, schau doch mal.

Tobias senkte den Blick. Er kannte diese Szene in ihren täglichen Varianten. Sie gehörte zum Rochen wie seine weiße Bauchmaske, wie seine geöffneten Seitenflossensegel. Vater und Tochter standen an der Scheibe vor dem Tier.

Seefahrer hatten einst Rochen mitgebracht, kleine getrocknete Rochen, und auf den Märkten als Wasserfrauen verkauft. Nur ein wenig zurechtgeschnitten, da und dort etwas abgebunden, und schon hatten diese Tiere weibliche Körper, etwas Engelhaftes auch.

Willst du etwas trinken, fragte der Vater, als müsse er das Kind ablenken.

Das Mädchen nickte. Der Vater nahm seinen Rucksack ab und dirigierte die Tochter zu der Reihe der Plastiksessel, die vor dem Aquarium standen. Bald saßen beide nebeneinander und sahen auf das Aquarium, das hier im Flight-Connection-Centre die fensterlosen Fluchten der Einkaufsareale abteilte vom Oval einer Ruhezone, deren Glasfront einen weiten Panoramablick auf die Flugzeuge bot. (Unter anderem ist es ein Raumteiler, dachte Tobias, unter anderem.) Es war ein buntbewegter Glaskörper, ein Segment Lagune, wie aus einem Ozean herausgeschnitten. Eine professionell arrangierte, bemessene Portion Korallenriff. Das Mädchen sog selbstvergessen an einem gebogenen Trinkhalm und schaukelte mit den Beinen. Tobias sah seine mageren Waden und darüber die Knie, die aus den Gummistiefeln stiegen wie feine Gliedmaßen einer Gelenkpuppe. Der Vater hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen.

Tobias war nie in Siena gewesen. Aber vieles kannte er aus Filmen. Das war leichter. Er musste nicht reisen, er musste nicht reagieren. Er konnte sehen, war aber selbst unsichtbar. Filme sahen nicht zurück. Wenn er Filme sah, gaben andere Augen den seinen Halt. Die alten Bäder von Bagno Vignoni zum Beispiel, er sah sie, wie Tarkowski sie gesehen hatte. (Er mochte seine verzögerten Blicke.) Und dort gab es am Ende so ein Mädchen, ein Mädchen, das unvermittelt dasitzt in den verlassenen Becken. Überall steht das Wasser, alles tropft, und der schweifende, der unsichere, ja, der wohl haltlose Dichter – es war doch ein Dichter? – er weiß nicht wohin mit seinem Leben, und da sitzt das Mädchen mit seinen Gummistiefeln da. Sitzt einfach da. Wie ein Beweis. Und Tobias wusste nicht mehr, ob das Mädchen nun lachte oder nur gerade so mit den Beinen wippte. Aber wie es dasaß und ihn ansah (ohne ihn zu sehen, er wusste das schon) war das Leben entschieden. Zum Guten entschieden. Auf einmal war klar, dass es weiterging. Ohne Grund. Oder nur aus diesem einen grundlosen Grund, dass da das Mädchen saß und mit den Beinen schaukelte. In den großen Gummistiefeln. Weiter konnte man das nicht erklären. Diese Gummistiefel waren ja auch komisch. Was sollten denn Gummistiefel noch retten, angenommen – und

der Dichter sah es wohl so – die Welt würde untergehen? Jedenfalls, so erinnerte Tobias sich, war der Film nach diesem Bild zu Ende.

Tobias sah den reisenden Vater an. Er hatte die Hände in seine Jacke gesteckt, so eine Allwetterjacke mit vielen Taschen, wie sie Photographen oft anhatten, und den Kopf nach hinten gelegt. Fast schien es, als wolle er
Kraft schöpfen während kostbarer Sekunden heimlicher Abwesenheit. (Aber er war ja da.) Dieser Vater würde nicht einschlafen, auf keinen Fall, aber er nahm sich diesen einen Moment, den das Kind ihm gab. Das Kind sog an seinem Trinkhalm, schaukelte mit den Beinen, sah zu den Fischen, die aus den Felsen herausschwammen und wieder verschwanden in einem Gewoge, bunt wie zuckrige Süßigkeiten aller synthetischen Geschmacksrichtungen. Es glaubt vermutlich, dachte Tobias, man kann das alles lutschen. So wie es hinsieht, schmeckt es die Blumentiere schon. Tobias fuhr langsam das Gesicht des Vaters ab. Er weiß nicht, dachte er dann, dass ich Spezialist bin. Er weiß nicht, dass ich sammle.

Tobias Winter war Aquarist. Er war verantwortlich für das 200.000-Liter Salzwasserbecken hier in einem der größten Flughäfen der Welt. Vor sieben Jahren hatte er dieses Aquarium mit aufgebaut. Kein Plastik, keine toten Kalkskelette. Der Sponsor hatte darauf bestanden, dass es ein ganz und gar natürliches Aquarium sein solle, nur lebende Steine, Korallen, Anemonen, Schwämme, Algen, Muscheln, Krebse, Fische. Es handelte sich bei dem Auftraggeber, das hatte er erst später erfahren, um eine Gesellschaft, die sich auf futuristische Innenräume spezialisiert hatte. In Dubai etwa bauten sie Hallen, in denen man Skifahren konnte, mit Schweizer Liftanlagen, künstlichem Schnee und künstlicher Sonne. Tobias vermutete, dass es sich bei seinem raumteilenden Riffaquarium um ein Pilotprojekt handelte. Er hatte gehört, dass man auch an vollklimatisierten Hotels unter Wasser arbeitete. In einem gläsernen Aufzug fuhren die Reisenden in die Tiefe wie trockene Taucher und lebten hinter den bruchsicheren Panoramafenstern ihrer Unterwasser-Appartements.
Draußen schwammen Haie vorbei, Riesenkraken, Schildkröten tauchten. Kelbwälder wogten. So schien Tobias der teure Riffaufwand im Flughafen zwar groß und dann doch nur Teil eines größeren Denkens zu sein. Er war nur ein unscheinbares Glied dieses Projekts.
Und doch war er, Tobias Winter, gelernter Schreiner, später Verkäufer in einem internationalen Tierfachhandel, gefunden worden, um für diesen Unterwasserkosmos im Flughafen zu arbeiten. (Einer der Manager hatte ihn angesprochen, als er in seiner blauen, durchnässten Schürze vor einem Quarantänebecken stand und dabei war, Fische umzusetzen. Man hatte sich dann eine Weile unterhalten. Tobias Winter war nicht der Mann, der an Zufälle glaubte.)

Tobias fuhr langsam das Gesicht des Vaters ab. Er weiß nicht, dachte er dann, dass ich Spezialist bin. Er weiß nicht, dass ich sammle. Tobias Winter war Aquarist.

Für den Aufbau und die Installationen hatten sie ihm Handwerker und Techniker zur Seite gegeben, aber er hatte das Becken dann alleine eingefahren. Eine behutsame Arbeit von Monaten. Allein bis die Ionenzusammensetzung stimmte und das Wasser richtig reifte! Kein Mensch, der die Fische hier selbstverständlich schwimmen sah, so im Vorrübergehen, wusste ja, was das hieß. Und nun wartete er sein Ozeanriff im Flughafen. Er fütterte die Fische (die Seepferdchen von Hand, sie waren zu langsam), kontrollierte den Algenstand, putzte die Scheiben, saugte die Korallen ab. Er prüfte die Komponenten der verschiedenen Filter und reinigte sie, er sah nach den Umwälzanlagen, er wechselte die Halogenleuchten aus. Er war der Hausmeister seines Meeres. Fast alle Fische kannte er persönlich. (Bei den Schwarmfischen war er sich nicht immer ganz sicher.) Manche kannten wiederum ihn, glaubte er, oder sie erkannten zumindest die Geste, wenn er von oben kleingeschnittenes Muschelfleisch streute, winzige Krebse, Bananenstückchen, Salat. Dann näherten sie sich, kamen hoch an die Wasseroberfläche. Schnappten gar nach seiner Hand. Das waren die Augenblicke, in denen er sich als einen glücklichen Menschen sah.

Mit der Zeit aber hatte er kleine, zunächst kaum irritierende Veränderungen wahrgenommen. Sein prüfender Blick auf das Leben der Fische war, ohne dass er es gewollt hätte, immer öfter und länger auf die Reisenden übergegangen. Wenn sie herab kamen aus der Höhe der gläsernen Halle, Flügellahme auf elektrischen Treppen, auf mobilen Bändern, gleitend mit ihren Rollkoffern, registrierte er sie als Schwarm. Und dann war es gerade so, als ob er seine professionelle Fisch-Aufmerksamkeit nicht schnell genug auf Unschärfe stellen oder ganz ausblenden könnte. Diese Reisenden kamen ihm unter als Umgeleitete, Verirrte aus allen tropischen Meeren. Sie hatten den Zoll passiert und strömten ohne Ziel in die Halle, ließen sich von den Spiegelbrechungen der Verkaufslabyrinthe anziehen,

den Cafés und Bars, und nahmen immer wieder Orientierung auf. Ihre Blicke suchten die Startpläne, die in einem Lammellengefieder über ihren Köpfen rauschten und ihr Dasein hier bestätigten. Sie beruhigten sich mit der Buchstabensicherheit einer Ankunft. Hongkong. Frankfurt. Tel Aviv. Am Anfang war das Wort, das im Umklappen der Plättchen wirbelnd verschwand und wieder auferstand, um eine Zeitposition verrückt. Rote oder grüne Lichtsignale gaben ihm Geleit.
Reisende glaubten an die Metamorphosen dieser Namen mehr als an die Gestirne. Sie würden nach den flimmernden Anweisungen dieser kühlen Poesieautomaten fliegen. Tokio. Kyoto. Athen. Kamen solch kontrolliert Schweifende wie blind an sein Glas, hatte er sie schon als Fisch verbucht. Seine Blickkontrolle schloss sie einfach mit ein, wie der Beobachtungszwang eines Schäfers vermutlich nicht nur das wolkige Sprengel seiner Schafe im Blick hat, sondern auch das Leben der Hasen notiert, den Wildwechsel der Rehe, das hormonell gesteuerte Wandern der Kröten im März. Im April, im April.

April is the cruellest month, breeding
Lilacs out of the dead land, mixing
Memory and desire.

Tobias sah weg von dem müden Vater. Er kannte die Wege der Transitreisenden. Er konnte Physiognomie und Handgepäck verbinden, Essverhalten und Ruhestellungen verorten. Nie sprach er mit ihnen. Das heißt, wenn sie ihn nicht direkt ansprachen und, was leider doch zunehmend vorkam, etwas wissen wollten. Seit neuestem stand er im Faltblatt des Flughafens, mit Bild, er neben seinem Aquarium: »Fragen sie unseren Tierpfleger Tobias Winter.« Was sollte er machen? Er antwortete. Dafür war er jetzt auch da. Und obwohl es ihm schwer fiel, bemühte er sich um ein angemessenes Gespräch. In einem Dokumentarfilm über den Seemann Joseph Conrad war von dessen »situationsbedingter Homosexualität« die Rede gewesen. Er hatte sich den Film mehrmals angesehen. Und in der Abfolge schöner Männer (die Matrosen gefielen ihm) hatte er begriffen, dass man ihn, Tobias Winter vor seinem Aquarium, wohl als situationsbedingt kommunikativ bezeichnen müsste.
Natürlich war dieses Aquarium interessant. Es war hochinteressant ungewöhnlich. Spektakulär. Es war eine Kostbarkeit, es war vermutlich das Beste, was die Reisenden auf ihren Reisen sehen konnten. Aber das wussten sie nicht.
Wer von ihnen hatte sich denn jemals Gedanken gemacht über die komplizierte, die letztlich unbegreifbare Lebensgemeinschaft eines Korallenriffs? Doch wer war denn er, Unwissende zu beschämen? Ruhig stand er Rede und Antwort. Auch wenn er lieber geschwiegen hätte. Die Fische redeten ja auch nicht.

Er sah die Passagiere in einem besonderen Licht, in einem gemäßigten Fluidum, das sie selbst natürlich nicht wahrnahmen. Das hatte er vor dem Glas, vor den Fischen gelernt, die sich nicht erklärten, nur in ferner Nähe wort- und berührungslos hinter der Scheibe schwammen, sich drehten, einzeln eine geheime Spur verfolgten, im Schwarm erschraken und leicht wie ein Wimpernschlag wendeten, ein buntes Mobile von nie verstandenem Eigensinn. Man kann nicht mit Fischen leben, dachte er oft, wenn man nicht sehen kann. Und mit Menschen lebte Tobias Winter am leichtesten, wenn er sie nur als ein schwimmendes Muster aufnahm, als Wassertapete.

Der Rochen hatte sich von der Scheibe gelöst. Langsam war er in den Sand hinuntergeglitten. Eine leise Wellenbewegung ging durch seinen Körper. Er wirbelte den Boden auf und legte sich still in ihm ab. Eine wunderbare Mimikry. Der gesprenkelte Rochen hatte sich im grobkörnigen Sand unsichtbar gemacht.

Unter den Reisenden aus allen Kontinenten, die an ihm vorüberkamen, war Tobias Winter ein Hindernis. Ein Widerstand in den Wogen der Weltenfahrer. Er gehörte nicht zu ihnen; er reiste ja nicht. Und doch war er ständig unterwegs. Er war verbunden mit den andern, denen es erging wie ihm. Sie

Man kann nicht mit Fischen leben, dachte er oft, wenn man nicht sehen kann. Und mit Menschen lebte Tobias Winter am leichtesten, wenn er sie nur als ein schwimmendes Muster aufnahm, als Wassertapete.

waren eine auserkorene Gemeinschaft. Auch wenn sie sich nie sehen würden, gehörten sie zueinander, wussten voneinander, waren sich nah, namenlos. Sie waren einander Gedanken-Echo über den Erdball, Tag und Nacht. Mitglieder einer geheimen Loge. Sie waren die Überwachen. Sie waren die, die nicht schliefen. Und auch wenn er nichts war, war er doch einer von ihnen. Was sie von ihm wussten, darauf kam es nicht an. Was weiß der Schwarm vom Fisch? Aber er war nützlich. Er sammelte für sie. Er sammelte für sie, die nicht schlafen konnten. Er arbeitete an einem Stoff. Er bewahrte im Gedächtnis, was die Reisenden taten, wenn sie schlafen wollten und nicht schliefen. Er sammelte ihre Müdigkeiten. *Memory and desire.* Ja, er sammelte und klassifizierte sie. Für sich. Und für alle. Denn es war wichtig, dass einer aufmerksam war. Was

er merkte, was er registrierte, das würde gelten, und all dieser nicht geleistete, dieser nicht gekonnte Schlaf würde dann doch etwas wert sein, wenn nur er ihn behielt. Es wäre eine Art Schlaf-Futter, eine Art Schlaf-Unterfutter für einen heiligen Mantel, der all jene umschloss, die nicht schlafen konnten. (Er wußte, dass dies eine bescheidene Übung war, aber mehr war ihm nicht gegeben.) Natürlich konnte man Müdigkeiten sammeln und auswendig lernen. Er zumindest konnte es. Man musste beobachten und es sich merken. Vielleicht tat er es so, wie andere (andere, die eben selbstverständlich schliefen) schöne Sätze aus besonderen Büchern auswendig lernten:

Die Sibylle habe ich nämlich in
Cumä mit eigenen Augen gesehen.
Sie hing in einer Flasche, und
als die Knaben sie fragten:
»Sibylle, was willst du?«
antwortete sie: »Sterben will ich«.

Es war ein komisches Buch. Ziemlich schmal, blauer Einband, abgegriffen.
Verse und Anmerkungen. Sehr viele Anmerkungen. Er hatte keine rechte Ahnung, was das war. Aber er hatte es an sich genommen, als er es auf einem der Plastiksessel gefunden hatte. Und dieser erste Satz, damit ging es ja los, hatte ihn sofort beschäftigt. Sibylle in einer Flasche. Dann war die Prophetin eine Nixe, eine Meerjungfrau, gefangen in einem Aquarium. Kein Geigenrochen auf dem Seemannsmarkt. Sondern echt. Hier an dieser Stelle kam das Wasser in dem Buch ja noch nicht vor. Aber später. Und Tobias sah den Zusammenhang. Immer wieder hatte er in dem Buch gelesen. (Warum eigentlich?) Er hatte das Buch ja nur gefunden (Strandgut, das von den Reisenden übrigblieb; sie ließen vieles liegen). Und doch hatte er manchmal geglaubt, dieses fremde Buch spreche gerade zu ihm.

Es gab vielerlei und ganz verschiedene Müdigkeiten. Da waren zufriedene Müde und traurige Müde, Paare waren (jedenfalls meistens, wie er beobachtete) gemeinsam müde, anders als Einzelreisende. Sie hatten auch in der Fremde schon eine heimatliche Weichheit aneinander, eine hingebungsgewohnte Müdigkeit, die sich an der Schulter des anderen beruhigte. Einzelreisenden fehlte das ganz. Sie scheuten, sie schämten sich noch ihrer Müdigkeit und versuchten hinauszuzögern, was jene sich schon längst gestatteten. Tiere wiederum waren wieder anders müde. Ein Hund schläft, kaum dass er müde ist, seinen wachen Sekundenschlaf, aus dem ihn jede Bewegung seines Herrn wecken wird. (Natürlich lebt er ohne die Aura der Schlaflosigkeit.) Das alles waren im Grunde erst grobe Raster, mit denen noch nichts anzufangen war. Aber er, Tobias Winter, sammelte noch. Ihn interessierte der sonderbare, ziehende Schmerz, das Flimmern, der Sog von Schlafentzug. Er war hinter dem Schlafbegehren her wie ein Jäger.

Dieser Vater dort, dachte er jetzt, entspannt sich in Lauerstellung. Er hat einen Instinkt ausgebildet, der ihn sofort alarmierte, würde sich das Kind mit einem kleinen Hopser von der Sitzfläche des Stuhls entfernen. Vermutlich riecht er dieses quirlige, quietschende Mädchen auf eine maximale Entfernung. Noch mit geschlossenen Augen bewacht er es. Er wird das kleine Herdentier, mit dem er loszog, wieder nach Hause bringen müssen, sonst verstößt er gegen die Rituale seines Rudels. Und da er das weiß, opfert er ihm nun sein letztes, er opfert dem Kind seinen Schlaf.

Tobias Winter selbst lebte jenseits von Kindern und Göttern. Er war eher bescheiden in dieser Welt. Er hatte vielfarbige Fische aus verschiedenen Ozeanen aufgenommen; in seinem Aquarium beheimatete er Exemplare aus allen tropischen Meeren. Ihm unterstand ein globales Riff, das es in Wirklichkeit nicht gab, das allerdings existierte, weil er es gebaut hatte und unterhielt. Wehende Korallen, geweih-stolze Gorgonen, pumpende Xenien, Anemonen, fließende Gärten von nesselnden Blumentierchen, und vielleicht waren sie es, die ihn nicht schlafen ließen. Die seinen Schlaf dem eines Hundes ähnlich machten, nervös, aufmerkbereit. Ohne Tobias gäbe es diese stillen Wesen eben nicht. Nicht hier, in einem der wahnsinnigsten Flughäfen der Welt. Darauf war er stolz. Und so, wie sie unter seinem sorgenden Blick lebten, gab es sie auch nirgendwo anders. In keinem natürlichen Wasser schwammen sie in dieser Kombination zusammen. Und auch kein anderes Becken sah aus wie das seine. Aquarien sind künstliche Räume, die leben. Es ist nicht möglich, dass es zwei identische Aquarien gibt.

Er hatte diese niederen Tiere, was heißt denn nieder, er hatte sie eingesetzt, er hielt sie am Leben. Er war es, der die abgemessene Welt im salzigen Fluten garantierte. Nitratgehalt, Sauerstoffgehalt, Temperatur, Strömung. Kaum einer machte sich darüber Gedanken. Leuchtende Schönheit. Ja, sicher. Aber wie gefährdet! Fressen die Fische die Algen auf, fressen die Fische sich untereinander auf? Nesseln die wandernden Anemonen die Korallen, die Fische zugrunde? Setzen die festsitzenden nesselnden Korallen mit Hilfe der Strömung den Anemonen zu? Doch alles war noch viel komplizierter. Korallenriffe waren ein Indikator. Und vielleicht schlief er auch deshalb nicht. Denn wie könnte einer, der das alles weiß, denn schlafen?
Er war nicht nur verantwortlich für dieses eine Aquarium im Flight Connection Centre. Es ging um mehr. Denn hier, an diesem besonderen Ort,

strömten nicht nur täglich die Reisenden aus allen Kontinenten zusammen und sammelten sich für kurze Zeit, um wieder in andere Himmelsrichtungen zu starten, hier berührten sich auch die Wasser der Welt.
Tobias sprach mit niemandem darüber. Aber er nahm die Ströme wahr. Er spürte, wie sie insgeheim durch diesen geographischen Punkt liefen. Und er stand in Verbindung mit allen. Er war Hausmeister und Herr. Er war der stille Messias der Meere. Denn es sind, und das wusste er, das wusste er wirklich, es sind sehr oft die nebensächlichen Dinge, die die großen bestimmen. Und Domenico, hieß dieser alte Mann in Bagno Vignoni – nicht Domenico?, jedenfalls der alte Mann wusste das auch. Immer wieder lief er mit der brennenden Kerze durch das aufgegebene Wasserbecken, das der Heiligen Katharina geweiht war. Immer wieder. Das war seine Aufgabe. Und es war ganz egal, dass nur er diese Aufgabe verstand. Er allein hatte diesen Auftrag bekommen. Wenn ihm, nur ihm die Durchquerung gelang, ohne dass die Kerze erlosch, dann war die Welt –. (Vielleicht sind die Bescheidenen doch unbescheiden, dachte Tobias manchmal. Aber die Bescheidenen würden nicht töten, sie würden immer nur eine Kerze tragen, eine Kerze durch ein aufgegebenes Bassin.)

Unermüdlich schaufelte der Krebs wieder Sand aus seiner Höhle. Die Grundel bewegte sich davor hin und her wie eine somnambule Tänzerin. Unter allen Paaren im Aquarium, und es gab hier die seltsamsten Lebensgemeinschaften, gefielen Tobias diese beiden am besten. Der Krebs war blind, die Grundel hingegen sah ganz gut und konnte drohende Gefahr erkennen. Von fragiler Transparenz, ein Hauch von Tier, war sie doch sein Sicherheitssystem, mit ihren langen Fühlern blieb sie in Körperkontakt mit seinem Krustenpanzer, seinen festen Zangen. Unter ihrer Aufmerksamkeit überlebte er und arbeitete für sie, grub Futter aus, bereitete die Höhle neu. Sie haben sich über ihre Schwächen gefunden, dachte Tobias. Die Grundel kann nicht buddeln, und er sieht keinen Feind. Als Symbiose sind sie sicher. Kaum einer von den Reisenden beachtete dieses winzige, glückliche Drama im körnigen Korallensand. Die langen Fadenfühler, der rote Panzer. Wenn sie zusammen in der Höhle verschwanden, wusste niemand, wie diese sich ewig fremden Tiere dort miteinander hausten.

Eine Kerze tragen. In sinnloser Sicherheit eine Kerze durch ein Wasserbassin tragen. Aber Genauigkeit in diesen Dingen war Reisenden in der Regel fremd. Das war schon mit einem Blick zu erkennen. Reisende waren fahrlässig. Sie schienen zu denken, wenn sie dahin gingen und dorthin gingen, habe das keinerlei Konsequenzen für das Gleichgewicht. Aber Tobias wusste, dass sie sich täuschten. Er sah die Linien, in denen sie sich verstrickten. Und wenn Tobias von den Korallen in den großen Riffen der Welt las, und er las nun immer häufiger davon, dann registrierte er das als persönliche Botschaft.

Denn hier, an diesem besonderen Ort, strömten nicht nur täglich die Reisenden aus allen Kontinenten zusammen und sammelten sich für kurze Zeit, um wieder in andere Himmelsrichtungen zu starten, hier berührten sich auch die Wasser der Welt.

II. Elis

Das Flugzeug war pünktlich gelandet und zu seiner Parkposition ausgerollt. Wie die anderen Passagiere war auch sie aufgestanden, steif, hatte sich unwillkürlich und dann möglichst unauffällig gestreckt. Sie hatte ihr Gepäck aus der Ablage gezogen, den Mantel genommen und sich in den Gang zu den bereits Stehenden eingereiht. Willenlos war sie den fremden Rücken gefolgt, zielstrebig zur Kabinentür an den Stewardessen vorbei, die ihnen nun zum letzten Mal konturiert entgegenlächelten. Sie hatte sich dabei ertappt, wie sie versuchte, einen Blick ins Cockpit zu werfen, eine Gewohnheit aus vergangenen Zeiten. Und schon glitt sie mit den Reisenden weiter in den grauen Faltschlauch, durch den die Passagiere umstandslos in das Flughafengebäude geschleust werden sollten. »Finger« hießen die beweglichen Zieharmonikagänge in der Pilotensprache, das hatte er ihr einmal erzählt in den Tagen, da er ihr noch erzählt hatte von seinem Beruf, um den sie ihn immer beneidete. Ich habe ihn, hatte sie später manchmal gedacht, um sich zu trösten (indem sie ihm seine Einmaligkeit nahm und sich das Besondere des Verlusts), ich habe ihn nur geliebt, weil er ein Pilot war. Ich habe nicht ihn geliebt, nur dieses Fliegenkönnen und vielleicht den Mut zur Verantwortung für so viele Menschen, und dann habe ich geliebt, wie er davon erzählte. Aber das Wort »Finger« hatte sie nicht überzeugt; sie hatte gefunden, dass es Beinchen waren. Flughäfen, hatte sie gedacht, können wie Insekten Beinchen ausfahren und wieder fallen lassen, und schon wachsen ihnen neue nach. Aber heute, an diesem milchigen Nachmittag

(hier sollte es jetzt Nachmittag sein, sie war zu müde zu überlegen, was es nun wäre da, wo sie herkam), fiel ihr nichts mehr ein, kein Bild, das sie in ihrem matten Ankommen aufgeweckt hätte. Die Erfrischung eines Einfalls, dachte sie und gähnte. Mein Gott, der Kick, die Epiphanie, jetzt

© plainpicture/STOCK4B

landen in einem Punkt, wo noch niemand war. Das war doch ihr Job. Verkaufte sie nicht erleuchtete Augenblicke? Eine Photographin für Hochglanzmagazine, eine Augenarbeiterin, die noch im Flugzeug den entscheidenden Moment erkennt. Nein, jetzt nicht mehr. Sie war müde. Und sie durfte es doch sein. Nur ein Zwischenstop. Ein Transit. Morgen (wann war morgen, was war morgen, wenn Morgen war, für eine Tageszeit?) war sie woanders. Und jetzt war sie selbst nur ein ferngesteuertes Glied eines zufälligen Weichkörpers, der sich in den Glaskrustenpanzer der Halle vorschieben ließ. An einem seidigen Morgen vor zeitlosen 17 Stunden (Kolibris, da waren vor dem Flughafen doch noch Kolibris, aufzwitschernd zwischen staubigen Hecken und getürmten Mülltüten) hatte sie Asien verlassen, den Geruch der Frangipangi-Blüten in der Nase, auf der Haut die getrocknete Feuchtigkeit der anderen Luft. Eingewickelt in ihren Mantel hatte sie länger als die Dauer eines Tages in embryonalen Haltungen im Flugzeugsitz verbracht, einfach nur noch schlafend. Sie konnte sich fallen lassen, sie hat-

> Flughäfen,
> hatte sie gedacht,
> können wie
> Insekten Beinchen
> ausfahren und
> wieder fallen lassen,
> und schon wachsen
> ihnen neue nach.

te ihre Arbeit gemacht, sie hatte den Auftrag bis zur Erschöpfung erledigt, die Bilderserien, die sie an die Redaktion gemailt hatte, waren akzeptiert worden (und sicher hatten sich die unermüdlichen Kollegen der Bildpflegeinstanz sofort daran gesetzt, sie zu verschönern).

Während des Flugs war sie manchmal von unregelmäßigen Geräuschen geweckt worden, dann hatte sie sich aufgerichtet und von Plastikschalen, die ihr Frauen mit sicheren Lächeln reichten, Nahrung aufgenommen, um gleich wieder weiter zu schlafen, 10.000 Meter über der Erdoberfläche, jeder Entscheidung enthoben, die über die basale Stewardessenfrage hinausgegangen wäre: Chicken, Seafood, Vegetarian? Im Grunde liebte sie diese leeren Stunden im Luftraum. Hier war sie sicher. Hier war sie für eine kurze Weile nicht mehr und für nichts mehr verantwortlich. Sie hatte sich einem geschlossenen Flugkörper übergeben und lebte in der Autorität seiner technischen Leistung. Vor Attentaten hatte sie keine Angst. Weltweit, hatte sie gelesen, sterben jährlich mehr Menschen durch Selbsttötungen als durch Kriege und Aids zusammen. Und die unwahrscheinliche, die exquisite Brutalität

eines Todes durch ein Flugzeugattentat, schien ihr für ihre Person nicht recht zu passen. (War es luxuriös, von einem passenden Tod auszugehen?) Kairo, dachte sie, die Schweizer Reisegruppe in Kairo, ein Seniorenbildungsausflug. Und dann das Attentat. Sie hatte damals mit einem befreundeten Photographen darüber gesprochen. Die Pyramiden sehen und dann erschossen werden. Er hatte genickt. Und sie ahnte für einen Moment die Möglichkeit eines anderen Abenteuers.

Im Flugzeug las sie nicht mehr. Unbeteiligt sah sie hinaus auf die unwirklich-realen Muster der Wolken, der Flussläufe, der Gebirgszüge, der Meere. Sie blinzelte in die blendende Sonnenkugel und befand, dass dies alles sie noch nicht betraf. Sie zog den Mantel über ihr Gesicht, sofort nahm das vibrierende Brummen der Motoren sie wieder auf und sie war eingeschlafen.

Kairo, dachte sie. Und dann das Attentat. Es müsste einen Simulator für den Tod geben, hatte sie einmal zu ihm gesagt, zur Sicherheit. Das Leben ist ein Simulator, hatte er geantwortet.

Und vielleicht flog sie gar nicht. Immer wieder hatte er von Simulatoren-Checks erzählt. Auch erfahrene Kapitäne wie er mußten alle drei Monate in so einen Kasten. Ein Laie würde es nicht merken, hatte er gesagt. Sechs hydraulische Füße, vorne und hinten Scheiben, große Spiegel, über die die Außenbilder des Computers eingespielt wurden. Das Cockpit original. Ein Laie würde glauben, er sitze in einem Flugzeug und fliege. Ein Pilot spüre, dass der Simulator nicht richtig beschleunigen kann. In den Kurven fehle das Gefühl, durch die Fliehkraft scheinbar schwerer zu werden. Aber sonst sei es schon ziemlich echt. Anflug auf Lissabon also, Gänse im Triebwerk, ein Triebwerk fällt aus, das zweite fällt aus. Jetzt der Versuch, die Landung segelnd zu leisten. Bis zur Brücke, dann um die Kurve. Sie simulierten Grenzsituationen zur Sicherheit. Der Prüfer, der hinter dem Piloten sitzt, testet, wie der Pilot unter Zeitdruck in Ruhe eine Entscheidung herbeiführen kann, die beste Entscheidung. Und sie dann umsetzt.

© plainpicture/STOCK4B

Es müsste einen Simulator für den Tod geben, hatte sie einmal zu ihm gesagt, zur Sicherheit. Das Leben ist ein Simulator, hatte er geantwortet.

Die Wege zur Toilette waren ihr eine kindische Abwechslung. Sie ging leicht schwankend durch den Gang, probierte die Schulterkugeln aus und streckte sich. Manchmal die Idee, man könnte einfach aussteigen. Sie sah in die Gesichter der Reisenden, aufgereiht in ihren Sitzen. Und schon setzte dieses unwillkürliche Suchen ein, dieses Überprüfen auf Intensität, eine berufsbedingte Abweichung, für die sie

Wenn die alten Reiseberichte nicht logen, konnte man sich in Kutschen tagelang Novellen erzählen, und noch das Zugabteil war ein guter Raum für eine Lebensbeichte. Was aber geschah hier, wo nichts geschah?

sich schämte. In der engen Metallkammer roch es stark nach dem Parfüm, das schwer wie Öl in dem schwenkbaren Glasspender lag. Und wieder – noch immer nach all den Jahren des Reisens – erschauderte sie, wenn das tiefblau gefärbte Spülwasser in Schlieren die metallene Schüssel hinablief, mit einem laut pfeifenden Ton abgesaugt wurde und blitzartig unter einem letzten gurgelnden Schmatzen in der kleinen Öffnung verschwand. Es waren die einzigen Momente, in denen ihr je in einem Flugzeug schwindelig geworden war.

Die gelben Orientierungsschilder hatten begonnen, die die Reisenden zu Ausgang und Transithalle dirigierten. Sie lief über Plastiknoppen, über den längsgeriffelten Grund von Förderbändern. Über Marmorplatten. Dann über Teppichboden. Sie folgte den Rücken aber nun schon nicht mehr ganz ergeben, denn sie hatte angefangen, ihre Gefolgschaft mit den gelben Schildern abzugleichen. Bald kreuzten Gänge, und das dickflüssige Gemenge der Reisenden begann, sich zu teilen. Von den Seiten kamen andere Personengruppen hinzu. Sie glaubte einen Strom schwarzafrikanischer Passagiere auszumachen, in den sich Frauen in arabischer Tracht mischten. Täuschte sie sich oder hatte sich der Rhythmus der gemeinsamen Fortbewegung beschleunigt? Wir sind ein Volk, skandierte es auf einmal in ihr. Wir sind ein Volk von Umgeleiteten. Unwillkürlich musste sie lachen.

Wenn die alten Reiseberichte nicht logen, konnte man sich in Kutschen tagelang Novellen erzählen, und noch das Zugabteil war ein guter Raum für eine Lebensbeichte. Was aber geschah hier, wo nichts geschah? Ein blindes Einstimmen von Körpern, ein stummes Sortieren von Lebenswegen in den Bahnen funktionstüchtigen Materials.

Die Luft war schlecht und ihr war warm geworden. Sie überlegte, ob sie den langen Mantel wieder ausziehen sollte, aber sie wollte ihn nicht über den Arm nehmen. Sie hatte genug an ihrem Notebook und dem Rucksack mit den Kameras zu tragen. Vor ihr lagen nun Reihen von Rolltreppen, auf denen Menschenketten hinauf- und hinuntertransportiert wurden, Gänge schnitten den Raum. Sandwichmänner kamen entgegen. Zur wortlosen Verständigung klebten auf den Brettern, die sie an sich trugen, verschiedene, für den Transport in der Flugkabine verbotene Dinge: kleine Plastikwasserflaschen, Mascarastifte, Zahnpastatuben, Tintenpatronen, Nagelfeilen, Deodorants, Gläschen mit Babynahrung. Das waren die neuen Flugrisiken. Tische tauchten auf, an denen sich die Reisenden eilig der alltäglichen Dinge entledigten. Manche tranken noch hastig die mitgetragene Wasserflasche aus. Überall Altare, dachte sie, mit den Fetischen der Flieger. Auch an den Wänden hatten sich spontane Müllanlagerungen gebildet. Darüber, in Augenhöhe, warb eine Versicherung mit einer farbenprächtigen Serie von Eskimos in Fellen, tätowierten Maoris, halbnackten Indianern für die Kreativität ihrer Anlagefonds.

Endlich öffnete sich eine riesige Halle, in der die Masse der Transitreisenden durch mäandernde Absperrungen zugleich kanalisiert und verdichtet wurde. Selbst hier noch, meist an den Kehren, gab es Inseln der besonderen Abfälle, bunte Plastikcuben, Tuben, Petflaschen, Billigfeuerzeuge. Blüten streuen, dachte sie, Räucherstäbchen entzünden, hier möchte ich beten.

Schrittweise bewegte man sich nun in Dreier-, in Viererformationen gegeneinander, eine Reihe hin, eine Reihe her. Einmal links, einmal rechts erschienen die Gesichter derer, die lange hinter einem kamen, einmal rechts, einmal links die, die schon weiter voranrücken konnten. Die Reisenden verschoben sich gegeneinander. Gesichter kamen zurück, verschwanden, kamen. Wurden erkannt und nicht begrüßt und waren schon vorbei. Das kleine Wiedersehen lief ins Leere eines Déjà-vu. Wir sind auf einer Leinwand, dachte sie, wir sind ein Film. Für welchen seltsamen Betrachter? Jetzt der bronzierte Mann mit dem Amulett über der blondbehaarten Brust. Die gegerbte Schöne an seiner Seite, eine tiefdekolletierte Frau in den besten Jahren, die offensichtlich die schlechten waren, ein fitnessgestählter tapferer Körper in hautengem Tigerdesign. Die jüdische Mutter unter der glän-

zenden Perücke mit einem Pulk von weißstrümpfigen, schwarzjackigen Kindern, deren schwarze Käppchen im Gehen auf- und niedergingen. Die Inderin im seidenen Sari mit dem langwimprigen, schmalen Sohn. Eine Liebesgeschichte, dachte sie, aus keiner Nacht und für alle kommenden Morgen. Nun der Manager, antrazith. Der Begleiter des Managers, grau. Die Sekretärin des Begleiters des Managers, hellblaues Deux Pièces. Die Sekretärin des Managers, türkis. Der Sikh unter dem safranfarbenen Turban. Das irische Tramperpärchen – das mußten Iren sein, bei dieser Haut, diesen Haaren – mit dem viel zu großen Handgepäck. Die österreichischen Freundinnen, rosig, sahnig, wohlgemut, in Flieder, Flachs, Champagner (Schlagobers und Melange). Ein dicker häßlicher Mann (Trachtenjanker) mit einem dicken häßlichen Hund (fehlender Trachtenjanker). Köpfe wie Konfekt. Wir sind die Reihe, die Serie, wir sind die wahnsinnigen Glückszahlen des heutigen Tags, wir kommen durch. Und dann dachte sie: Bitte nicht umfallen, nicht jetzt, nicht in dieser absurden Polonaise. Mit den Fingerspitzen suchte sie fahrig die Knöpfe ihrer Bluse. Sie blies sich Atem gegen die Stirn. Ihr wurde schwindelig. Ich habe zu wenig Wasser getrunken, dachte sie. In der Hand hielt sie ihren Pass und das Transit-Ticket, obwohl sie wusste, dass das jetzt alles noch gut eine halbe Stunde dauern konnte, oder eine Stunde. Oder auch viel länger.

Die österreichischen Freundinnen, rosig, sahnig, wohlgemut, in Flieder, Flachs, Champagner (Schlagobers und Melange).

...

Mai 2009

Angelika Overath
wurde 1957 in Karlsruhe geboren.
Sie arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin.
»Flughafenfische« ist nach »Nahe Tage«
ihr zweiter Roman. Sie lebt in Sent, Graubünden.

»Alles ist normal und zugleich die reinste Katastrophe. Dagegen ist Elfriede Jelinek harmlos. ... Denn während man bei ihr von Anfang an weiß, woran man ist, merkt man bei Angelika Overath nicht, wo die Wirklichkeit endet und die Stilisierung beginnt.«
Süddeutsche Zeitung über »Nahe Tage«

Angelika Overath · Flughafenfische
Roman · ca. 160 Seiten · geb. mit SU · 13,5 x 21,5 cm
ca. € 17,95 [D] / € 18,50 [A] / sFr 31,90*
ISBN 978-3-630-87307-7 · Auslieferung: Mai 2009
© Luchterhand Literaturverlag 2008

Hat Ihnen die Leseprobe gefallen?
Dann schreiben Sie uns bitte auf der Umschlagseite Ihre Meinung.

*sFr = empfohlener Verkaufspreis